HEFT 3 MÄRZ 1985 5,- DM C 4143 E

Konkret

JP II
im Einsatz:

DER HEILIGE MARSCH-FLUG-KÖRPER

Pinochets
Mörderbande:

EIN FOLTERER SAGT AUS

Naturschutz:

MIT BIOTOPEN GEGEN PSEUDO-KRUPP

Swinging Holocaust:

THEATER MACHT FREI

in konkret März 1985

von Konkret

an Konkret

Stars and Stripes War von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Der heilige Marschflugkörper von Michael Schilling

Ein Folterer sagt aus von Georg Hodel
Ein Mitglied des Geheimdienstes der chilenischen Luftwaffe hat ein Geständnis abgelegt (Siehe dazu die Aussenspalten, [Kasten am Ende des Textes]»Das Verhör«). Er sprach über den alltäglichen Terror der Pinochet-Junta, über die Grausamkeiten, über die Hinrichtungen und Morde. Er sprach über die Opfer. Über die Täter, denen er als eine eher untere Charge angehörte, schwieg er sich aus. Aus welchen Gründen? Mit welchen politischen Absichten? Ist dieses Geständnis nur ein wohlkalkulierter Teil der Machtkämpfe in Chile? Ein Hintergrundbericht

Die Garnitur der Zerstörung von Bernd Sauerwein
Naturschutz klingt voll gut, echt ökologisch. Deshalb wollen sich die Ministerpräsidenten mit dem Plan, zwei bis drei Prozent ihrer Länderflächen unter Naturschutz zu stellen, schön grün herausputzen. Wer merkt schon auf den ersten Blick, daß sie damit 97 oder 98 Prozent der Landschaft der Zerstörung überlassen. Wem nützt das eingezäunte, von Gartenarchitekten angelegte Feuchtbiotop in der Giftwüste?

Eine perverse Logik von Georg Fobbe
Was Smog ist bestimmen die Verordnungsblätter. Smog-Alarm entsteht neuerdings durch neue Definitionen von Smog. Die Luftverschmutzung aber dauert schon seit Ewigkeiten an, und sie wird nicht dadurch gemindert, daß man die Alarm-Werte runtersetzt. Kokereien verpesten die Luft im Ruhrgebiet. Sie könnten sauberer arbeiten, wenn man die Wärme auch nutzen wollte. Das aber will man nicht. Also stinkt es weiter zum Himmel.

Tief durchatmen? Bloß nicht! von Christiane Grefe
Fünf Fragen an einen Kinderarzt über Pseudo-Krupp und Allergien

Im Namen der Schweine von Uwe Maeffert
Das letzte Urteil einer Hamburger Oberlandesgerichts zu Rainer Hachfeld

Hinreißend: Ebermann & Trampert
»Wer glaubt, Bücher von und um die Grünen würden sich in sentimental-feministischer Bauchnabelschau, Illustriertenboulevard oder pragmatischen Schnellschüssen zugunsten einer politischen Fraktion innerhalb der Grünen erschöpfen, sieht sich angenehm enttäuscht...« So beginnt die »Tageszeitung« ihre Rezension des Buchs »Die Zukunft der Grünen« von Thomas Ebermann und Rainer Trampert. In der Tat gibt das Opus, das aus der gängigen Flugblatt- und Traktätchenliteratur der Grünen herausragt, den Kritikern und kritischen Freunden der vierten Partei endlich was zu beißen. Vom »Stern« (»Ein ehrliches und nützliches Buch«) bis zur »UZ« (»Keine Strategie für die Umgestaltung dieser Gesellschaft«) sorgte das Buch aus dem Konkret Literatur Verlag für Diskussion, in den »Roten Blättern« des MSB Spartakus gab es ein Streitgespräch zwischen Ebermann und dem Hamburger DKP-Vorsitzenden Wolfgang Gehrcke, in der Zeitschrift »Sozialismus« der Sozialistischen Studiengruppen wurde das Werk mindestens ebenso hingebungsvoll verrissen wie im Frankfurter Sponti-»Pflasterstrand«. Der

»Spiegel« druckte einen Auszug aus Ebermann/Trampert ungefragt in seinem neuen »Spiegel«-Buch »SPD und Grüne« nach. KONKRET dokumentiert vier der Kritiken auszugsweise – eine kommunistische, eine realo-grüne, eine linkssozialdemokratische und eine links-grüne:

Schneller aufrechter Gang von Gesine Strempel

Wie geht's? Warum? von Rüdiger Schaper

Auf das Bündnis mit den USA verzichten von Antoine Sanguinetti, Karl D. Bredthauer

Interview mit dem Admiral a.D. der französischen Mittelmeerflotte Antoine Sanguinetti

Unobservierbare Unregelmäßigkeiten planvoll ausführen

Die zehn Gebote für die sicherheitsbewußten Wirtschaftsführer. Mit fünf Bildern von Ernst Kahl aus dem Zyklus »Zeter & Mordillo«

Ein Yuppie von Konrad Ege

Mahalo von Hannelore Heinrichs

Geschichte ist ein schwarzes Loch von Günter Amendt

Vorwärts und vergessen von Werner Heine

Den Gewerkschaften laufen die Jugendlichen davon

Altrocker für Junge von Martin Schäfer

Der Italiener Edoardo Bennato war vor zehn Jahren ein Superstar. Er ist es heute immer noch

Nicht ganz wie im wirklichen Leben von Günter Amendt

Über Bob Dylans Platte »Real Live«

Die freudlose Gasse von Paul Parin

Warum die Verdrängung des Psychoanalyse mal wieder Konjunktur hat

Schöne Bilder von Ernst Kahl, Horst Tomayer

In Hamburg gibt es eine Gruppe Künstler, die, ohne Manifest und Trara, so manche Mark-orientierte Mal-Mode rigoros an die Wand malt. Eobald, Kahl und Tomayer berichten

Vorhang auf: ein deutscher Beifall von Ingolf Schulte

Auschwitz, bewältigt - durch P. Zadeks und das bürgerliche Feuilleton mithilfe eines Musicals vom Morden im Ghetto

The Sound of Freedom - fremder als das Paradies von Gerald Kienast

Zwei Road-Movies, bei denen der US-amerikanische Mythos auf der Strecke bleibt

Entre Nous von Tilo Rudolf Knops

Eine Feministische Projektion auf die Fünfziger Jahre

Einstellungen von der Schutztruppe von Harro Lichtensteiner

Morenga, das war ein »Hottentottenbastard«, der es gewagt hatte, gegen die Kolonialarmee des kaiserlichen Deutschlands anzutreten »Morenga«, das ist ein Roman von Uwe Timm über den Widerstand Morengas gegen die Kolonialherren »Morenga«, das ist jetzt auch die Verfilmung des Romans von Uwe Timm durch Egon Günther. »Morenga« als Film ist außerdem noch zweierlei: einmal ein Kinofilm, der die Bundesrepublik Deutschland im Wettbewerb der Berliner Filmfestspiele vertritt, und eine dreiteilige Fernsehserie, die am 13, 17 und 20 März,

jeweils um 20 15 Uhr im Programm der ARD zu sehen sein wird

Notizen

Bücher von Michael Kunitzsch

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 03/85, S. 4

von Konkret

1. Urteile über KONKRET: In »medium« (1/85) schrieb Josef-Otto Freudenreich in einem Text über den »Auf- und Untergang der Rundschauen«: »Keine der Rundschauen kann deshalb eine Tageszeitung ersetzen, und sei diese noch so schlecht. Andererseits sind sie wiederum auch nicht so attraktiv, daß sie als Luxusartikel wie Titanic oder KONKRET gehalten werden.«

Und Wolfgang Pohrt in einem Leserbrief an die »taz«: »Verglichen mit 'Freibeuter' oder 'Kursbuch' oder 'KONKRET' etc. ist etwa die Bild-Zeitung einfach ein Musterbeispiel für Meinungsvielfalt und Meinungsfreiheit, erinnert sei hier an die Emma-Affäre. Nach meinen Erfahrungen mit dieser linken Öffentlichkeit kann ich nur schmunzeln, wenn die Linken sich über Berufsverbote und Zensur beklagen, wobei mir das Gejammer freilich nie ganz geheuer war (...) Vielleicht wäre es schon ein Fortschritt, mal zuzugeben, daß halt auch in den linken Medienbetrieben gilt: Wes Brot ich eß, des Lied ich sing.« Was lernen wir daraus? KONKRET ist ein attraktiver Luxusartikel, der, umgelegt auf 30 Tage, so billig ist, wie »Bild« vor langer Zeit einmal war, der aber immer noch nicht die Meinungsfreiheit à la »Bild« erreicht hat. Und dabei bleibt's!

2. Der alte Neuss, will sagen: der junge Neuss als er noch der Alte war, nannte so etwas »eine siamesische Duplizität der Ereignisse«. Gremliza in KONKRET 1/85: »Das hat mit seinem Wirken der Helmut Schmidt getan.« Walter Boehlich in »Titanic« 1/85: ...»und das hat mit seinem 'Machen der Helmut Schmidt getan.« Und das heißt: wenigstens zwei haben noch in dieser Republik zur gleichen Zeit den gleichen richtigen Gedanken. Deshalb gleich eine Partei oder mindestens einen Verein zu gründen, liegt ihnen fern.

3. KONKRET-Autor Werner Heine, der in KONKRET schon über die Hacker in der BRD schrieb als man das in der restlichen bundesdeutschen Medienlandschaft noch für einen besonderen US-amerikanischen Joke hielt – spassig wurde es erst, als die Hamburger Hacker mal schnell bei der Sparkasse absahnten – hat für Rowohlt ein Buch geschrieben: »Die Hacker – Von der Lust in fremden Netzen zu wildern«

Die Reinbeker Bürorevoluzzer preisen den Band ein wenig aufgedonnert: »Sind die Hacker das Modell einer revolutionären Bewegung oder bloß die Farbtupfer in einer Gesellschaft, die sich computergerecht nach Nullen und Einsen rechnen läßt?« Setzen, Fünf.

4. Hermann Peter Piwitt wurde 50. Die »Frankfurter Rundschau« veröffentlichte aus diesem Anlaß ein großes Interview mit ihm. Auf die Frage welche Erfahrungen er mit der »sogenannten Gegenöffentlichkeit« gemacht habe, antwortete Piwitt: »Die Gegenöffentlichkeit, soweit sie sich als

alternativ versteht?

Ich fürchte, da wird man erst noch zu beweisen haben, ob man überhaupt je über die Voraussetzungen verfügt hat, am Ende mehr zustande zu bringen als den berühmten 'Kapitalismus mit menschlichem Antlitz'. An mir soll's nicht gelegen haben. Ich habe den Leuten schon 1970 gesagt, als sich alles in K-Gruppen organisierte: 'Laßt das! Die Zukunftsprobleme werden grün sein. Nur vergeßt darüber den Marxismus nicht.' Nachzulesen in KONKRET. Inzwischen hat man ihn mal wieder gründlich vergessen und setzt auf 'Fundamentalismus'; für mich eine besondere Form von Bodenlosigkeit.« Im Frühjahr erscheint im Konkret Literatur Verlag ein Band mit Erzählungen, Essays und Aufsätzen von Piwitt mit dem wunderschönen Titel »Die Umseglung von Kap Hoorn durch das Vollschiff Susanne 1909 in 52 Thesen «

5. In solchen Fällen ist immer die Technik verantwortlich: durch ein technisches Versagen fiel in der Nummer 2/85 in den Lichtbildern zu dem Text über die Talking Heads der Hinweis auf die Herkunft der Bilder weg. Es sei nachgeholt: Die Bilder schuf mit einem Fotoapparat Anna Jacquesmard.

6. Der Hungerstreik der RAF-Häftlinge schreckte den westdeutschen Blätterwald auf: »Die Terroristen der RAF bekommen viele Vergünstigungen: Plattenspieler, Radio und Zeitungen aus Kuba«, meldete etwa die »Bergische Landeszeitung«. Der Pressesprecher des Niedersächsischen Justizministeriums präzisierte den Plural ein wenig: »Sie erhalten unter anderem Spiegel, Zeit, Frankfurter Allgemeine Zeitung, taz, Stern, KONKRET, Neue Zürcher Zeitung, Welt, je eine Zeitung aus Holland, Kuba und Saudi-Arabien.« Er verschwieg den Zustand. Der Zeitungen.

7. Leichlich Wilbel hat del Text übel die Indivudialleisen nach China im Heft 2/85 gemacht. Leisevelanstaltel und Individualleisende in spe liefen an, um sich die dolt angegebenen Pleise bestätigen zu lassen. Sie stimmten. Reiner Bornemann - kleine Ausnahme zugunsten der Erkennbarkeit -, dessen Leisefühlel am Ende des Textes gelobt wolden wal, schlieb uns: »Gerne habe ich wieder einmal einen Artikel gelesen, welcher China nicht für den Pauschaltouristen beschreibt, sondern auch dem Einzelreisenden aufzeigt, daß eine eigenständige Reise ins Reich der Mitte im Bereich des (vor allem finanziell) möglichen liegt.« *(Wel, bitte, wal denn diesel Lassist? Del Kollektol.)*

Konkret 03/85, S. 5

an Konkret

Märtyrer

KONKRET 2/85: »Das Kruzifix« von Günther Anders

Ob der Priester Popieluszko in Polen oder der Erzbischof Romero in El Salvador wegen seiner politischen Stellungnahme ermordet wird, bleibt gleichermaßen verurteilenswert. Daß beide von ihren Anhängern als Märtyrer angesehen werden, liegt in der Natur der Sache.

Da Herr Anders als Linker anscheinend unter dem Zugzwang steht, den polnischen Staat »auf Teufel komm raus« verteidigen zu müssen, ihm aber natürlich jedes sachliche Argument fehlt, entschließt er sich dazu, die polnischen Christen als sinil, antiquiert und faschistisch zu diffamieren.

Religionskritik und besonders Kritik an der katholischen Kirche und ihrer Politik ist sicher berechtigt und notwendig, man ist aber seit Feuerbach und Marx besseres gewohnt, als dieser Artikel bietet.

ANTJE SCHRUPP-HOLD

HANS H. HOLD

BRD

Erst rennen die Christen in den Tempel und sprechen von Nächstenliebe und Feindesliebe, und wenn sie aus dem Tempel wieder herauskommen, dann schlagen sie ihren Nächsten den Schädel ein.

Ich traue nicht wenigen Christen zu, daß sie ihren Heiland noch einmal kreuzigen, falls das Wunder geschieht und Jesus auf die Erde zurückkehrt.

HORST FANGMEIER

LENGERICH

Angriff

KONKRET 2/85: 3. Seite

Ich halte Eure Zeitschrift für eine der wenigen, die man mit Genuß lesen kann, schon deshalb, weil Ihr Sachen bringt, die ansonsten in unserer ach so ausgewogenen Medienlandschaft nicht vorkommen. Um so mehr ärgert es mich, wenn Ihr Frauen angreift, die, im guten Glauben an Ärzte etc., während der Schwangerschaft Medikamente wie z.B. Contergan nahmen - als Angriff verstehe ich Eure »3. Seite« in Heft 2. Nur trefft Ihr nicht die Richtigen!

U. HERBERTZ

LEVERKUSEN

Verfehlt

KONKRET 2/85: »Vom Bild des Malers zur Malerei als Bild« - Munch-Ausstellung in Hamburg von Christoph Krämer

Erwartet man auch vom Kunstkritiker, daß er radikal denkt, aufklärt, anregt, herausfordert, belehrt, unterhält (!), Brücken schlägt von Altem zu Neuem, verständlich, lebendig und scharf formuliert, kurz: daß er Kunstwerke erhellt und dadurch den Geschmack an ihnen verbessert, dann muß man diese Munch-Kritik von Christoph Krämer als enttäuschend und verfehlt empfinden. Denn er munkelt im Dunkeln, munkelnd verdunkelt er. Er raunt geistreichtuerisch. Mit vielen Fremdwörtern schmückt er sein Geschwafel. Er plustert sich besserwisserisch auf. Derart frevelt er am Informationsbedürfnis des Normallesers. Das nenne ich die schlimmste, unverzeihliche Sünde eines Kritikers wider den Geist der Kritik.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Spende

KONKRET 1/85: Seite 10, »Zum 100.«

Bei der Nachricht stimmt etwas nicht ! Ersteinmal handelte es sich bei dem besagten Konto um ein bereits existierendes einer Frau.

Der Mann dieser Frau ist nun der bekannte Nazi, der sich um die Geburtstagsfeierlichkeiten kümmert. Das Konto wurde nun einfach als Spendenkonto benutzt, ohne daß die Kreissparkasse Borken zunächst davon wußte. Erst durch den Hinweis einer befreundeteten Bank erfuhr sie vom Mißbrauch des Kontos. Als nun die ersten 10,- DM Spende eingingen, wurde das Konto von der Kreissparkasse Borken aufgelöst! Also nichts mit Unterstützung der Aktion.

KAY MUCKE

BIELEFELD

Tracht Prügel

KONKRET 1/85: »Rosa wird evangelisch« Antwort von Martin Dannecker auf R. v. Praunheim

Im Grunde ärgern mich beide Herren: Herr von Praunheim als flottes Plaudertäschchen, Herr Dannecker als schlauer Absicherer von Haltungen, die auch anders gesehen und gewertet werden können.

Es fällt immer wieder auf, daß es sich fast immer nur um die Beschäftigung mit dem einen Trieb geht und damit ein Bild erzeugt wird, als gäbe es nur diesen einen. Triebe und Strebungen gibt es viele und diese kommen gleichzeitig vor und korrespondieren miteinander und sind nicht isoliert (nach dem Motto: Ist erst der Sexualtrieb befriedigt, kommt der Sozialtrieb an die Reihe usw.) - es könnte ja sein, daß beide Strebungen etwas miteinander zu tun haben.

Es ist schon auffallend, daß nur dem einen Trieb diese extreme Aufmerksamkeit gilt, während andere kaum wahrgenommen werden oder durch die Riten ausgelöscht und ausgehöhlt werden, bis zum Schluß zirkusreife Sexualakrobaten entstehen, bei denen jeder Griff am geduldigen Fleisch sitzt; treffsicher und am rechten Ort.

H. WALZ

FRANKFURT

Lieber Martin Dannecker,

Du hast also widerstanden und Dich nicht mit Rosa auseinandergesetzt. Du hast ihr geliefert, was sie verdient hat: ein bißchen Haue. Wenn wir schon die Dark-Rooms meiden sollen, tut eine Tracht Prügel in der Öffentlichkeit doppelt wohl. So weit, so schön.

Aber im Ernst (!), lieber Martin, glaubst Du wirklich das, was du da geschrieben hast? Hältst Du tatsächlich diese Argumentation aus purer Apologie heraus dem Faktum AIDS bzw. »unserem« Umgang damit - für angemessen? Mußt Du, bloß um Rosas laues Seelenbad loszuwerden, unbedingt auch das Kind »Selbstkritik« (ein weißgott zartes Baby in der Schwulenbewegung) gleich mit in den Abort kippen und Selbstmitleid gegen Selbsthaß setzen?

GERHARD HÄRLE

HEIDELBERG

Martin D.'s Absicht, den Umgang mit AIDS in der BRD zu »versachlichen« und von der mysteriösen Aura und dem Ballast der Vorurteile gegen Schwule zu befreien, ist gut und sehr wichtig (im KONKRET-Ghetto aber wohl wirkungslos – verglichen mit dem Forum, das Rosa sich im »Spiegel« verschaffen konnte), und die Analogie der Teilnahme am Straßenverkehr kann, weil ihr der emotionale Zauber fehlt, insofern zur »Entmythologisierung« beitragen – so weit, so gut.

Aber die Psychologisierung der Debatte (»größere Triebnähe« und »Selbsthaß der Schwulen«¢ »Transformation von epidemiologischen Kategorien in moralische«, Ersatz der »Verführungs- durch die Verseuchungstheorie« etc.? hilft dann nicht weiter, wenn sie dazu mißbraucht wird, sich um die ethische (also die Verhaltensmaximen betreffende) Dimension des Problems zu drücken – und diese läßt sich einfach nicht leugnen !

KLAUS WOLPER

HAMBURG

Zynismus

KONKRET 2/85: »Tanz in den 8. Mai« von Hermann L. Gremliza

Gremliza feiert also den 8. Mai nicht. Ist was dran; befreit sind wir ja keineswegs. Doch eines stimmt mich wunderlich: Wenn jedes bißchen Pech der Amis frohstimmt, ist man auf der Stufe gewisser BRD-Medienheinis, die Unwetter, Unfälle etc. im Ostblock (speziell UdSSR) mit sichtbarer Genugtuung vermeiden.

ACHIM MERGELEN

DORTMUND

Der selbstgefällige Zynismus des Herrn Gremliza wirkt auf Dauer etwas ermüdend. Im übrigen: Selbstverständlich habe ich nicht das Recht, Euch für fünf Mark vorzuschreiben, was und wie Ihr zu schreiben habt.

HANS-OTTO WINGENBACH

KÖLN

Brutal

KONKRET 1/85: »Gewalt der Geschwindigkeit« – Texte von Paul Virilio

Nehmen wir ein Beispiel: Wir haben das Schlachtfeld des Verkehrs. Dabei haben wir diesen Verkehr zu einem gültigen Militarismus-Ersatz entwickelt, wo wir überschüssige Kräfte absetzen.

Wir wollen nur noch Tempo, und diesem Tempo opfern wir täglich Menschenleben, gesunde Glieder, noch intakte Nerven. Das ist der Moloch, der unsere Kinder verschlingt, die letzten Fußgänger wegputzt, die Überflüssigen, die da nicht mehr mithalten können, einfach auf eine andere Art abschlachtet.

Ja, wir sind brutal geworden, sehr brutal. Je pleiter wir werden, desto rapider wächst der Verkehr. Geschwindigkeit ist alles, und damit dieses Inferno einen Namen hat, hetzt und hastet man durch die Natur und wir nennen das Ganze den Rhythmus der Zeit, dem man sich nicht entziehen darf.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

Roter Stein

KONKRET 1/85: »Nikolausi? Osterhasi!« Hermann L. Gremliza über die grüne Zukunft

Nichts gegen Kritik – die gute Sache wird sich keinen Bruch daran heben – aber, lieber Gremliza, wozu soll Dein rhetorisch-großinquisitorisches Gesinnungskabarett hier taugen? !

Die Zukunft der Grünen darf eine ernsthaftere Analyse erwarten als diese höchst persönliche Ausschau nach dem Roten Stein der Weisen – der Blauen Blume der Grünen... Ach bitte spring doch über den Schatten Deiner Stahl- und Eisenkonzeption! Du könntest Dich in wahlverwandter Gemeinschaft mit den Autoren auf grünern Feld in ihrer realpolitisch weiträumigen Zielsetzung wiederfinden, fern aller Sozi-Umarmungen und dem Mythendunst ausgeflippter Träumer. – Die Erde dreht sich – heute schneller als gestern – und der nach Deiner Meinung winzige Kern der Fundamentalos von 1,5 Prozent wird sich ausdehnen wie – mindestens maßstäblich die kapitalistische Chose eskaliert.

Mit größeren Mehrheiten werden sich dann, legitimiert durch Besonnenheit und Machbarkeit von Veränderung optimal und ohne Blutvergießen alle Ebermänner und Vollmer-Frauen dem festgeschriebenen Auftrag stellen, den Du so ungeduldig und blumig arrogant anmahnst. Halten zu Gnaden: Dies sei Dir gegönnt und ist ohne Einfluß auf meine Solidarität für die unverändert gute KONKRET.

ALFRED EINFELD

HAMBURG

Schlampig

KONKRET 1/85: »Greystoke« von Harry Rowohlt

Wenn Harry Rowohlt den Film »Greystoke« bespricht und dabei auch dem Tarzan-Autor ER Burroughs ein paar Zeilen widmet, so begeht er dabei einen geradezu entlarvenden Fehler: Burroughs soll angeblich, weil er mal Cowboy gewesen

ist, keinen Western geschrieben haben (seltsame Logik). Stimmt aber nicht, immerhin brachte er es auf drei Romane dieses Genre. (»The War Chief«, »Apache Devil« und »The Deputy Sheriff Of Comanche County«). Harry Rowohlt will hier anscheinend ER Burroughs veräppeln, eben weil der ein Trivial-Autor ist – und da kann man wohl mal schlampig abliefern. Hochmut eines Rezensenten.

KURT S. DENKENA

BREMEN

Parteilinie

KONKRET 1/85: Leserbriefe

Das witzigste an KONKRET sind zumeist die Leserbriefe (z.B.: aus 1/85 unter »Utopien, Schwachsinn, Rampensau oder Leos Notopfer«), vor allem diejenigen, in denen aufgrund irgendeines mißfallenen Artikels das Abo gekündigt wird. Dazu habt ihr unter Punkt I und 2 »VON KONKRET« (ebenfalls 1/85) gut gekontert, denn wo kämen wir hin, wenn die »Linke« ebenso selbstherrlich-unkritisch ihre Partei(-Linien)-Zeitung produziert und schmökert wie das bürgerliche Lager; dann wäre eben die gesamte Linke ziemlich überflüssig. Gespalten nach diversen Dogmen ist sie ohnehin, müssen es deswegen die Zeitungen auch sein?

PETER ANTON TEUFL

WIEN

Was wird Leserbriefschreiber Holger Beck (»Gekauft«) wohl von diesem Vorschlag halten:

Er kauft einfach anstelle der KONKRET jeden Tag die »UZ« und anstelle der »UZ« jeden Monat die KONKRET. So wäre er bestens informiert (jeden Tag, außer Montag natürlich), könnte einiges lernen und wäre mit etwas gutem Willen bald soweit, daß er keine undifferenzierten Kommentare in gutbürgerlichem Stil mehr durch die Gegend schicken müßte.

JÜRGEN SCHWIERS

HAMBURG

Konkret 03/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Stars and Stripes War

Das Bundeskabinett hat beschlossen, Demonstranten das Tragen von Helmen zu verbieten und als Ordnungswidrigkeit mit Bußgeld zu bedrohen, weil ein solcher Kopfschutz Ausdruck passiver Gewalt sei. Das Mitglied des Kabinetts Wörner hat das Star Wars-Programm der US-Administration als »reines Verteidigungssystem« bezeichnet.

Es ist gerade ein gutes Jahr her, daß uns von früh bis spät, von der Morgenzeitung bis zum Nachtprogramm die ewige Weisheit eingebleut wurde: Die atomare Abschreckung habe den Europäern fünfunddreißigjährigen Frieden geschenkt, in ihrem Schutz allein würden sie auch in Zukunft von Krieg verschont bleiben. Und kaum ist das Raketenprogramm politisch durch, das Geschäft gemacht, da ist alles nicht mehr wahr. Nicht die *Mutual Assured Destruction* werde auf Dauer den Weltfrieden erhalten, sondern die *Mutual Assured Security,* wie Ronald Reagan die Weltraumrüstung nennt. Wirkliche Sicherheit gebe es erst, wenn diese schrecklichen Atomwaffen verschwänden – natürlich nicht sofort, wie es die Sowjetunion seit Hiroshima verlangt, sondern erst nach Erforschung, Entwicklung, Herstellung und Stationierung der neuen Waffen.

Kurzer Blick zurück: Die Nato wurde gegründet und aufgerüstet, um die Staaten des »freien Westens« vor sowjetischen Angriffen zu schützen. Weil jedoch die Streitkräfte des Warschauer Paktes ein Übergewicht an Personal und konventionellen Waffen besäßen, müsse der Westen mit atomarer Vergeltung drohen können – und zwar, zunächst, auf einen konventionellen Angriff mit atomaren Gefechtsfeldwaffen, auf eine atomare Erwiderung aus dem Osten mit Atomraketen mittlerer Reichweite, auf eine entsprechende Antwort, schließlich, mit interkontinentalen Atomwaffen. Die abschreckende, friedenstiftende Wirkung dieses makabren, gefährlichen, aber nicht unlogischen Szenariums basierte auf der Gewißheit, daß es am Ende keinen Sieger gäbe. Um dies zu garantieren, vereinbarten die USA und die UdSSR vor Jahren im ABM-Vertrag, ihr Territorium für die Interkontinentalraketen des andern nicht unverwundbar zu machen.

Diesen Schlußstein im System der Abschreckung will Ronald Reagan mit seiner »Strategischen Verteidigungs-Initiative« jetzt aushebeln: Im Weltraum stationierte Laser-Kanonen sollen die gegnerischen Atomraketen gleich nach ihrem Abschuß zerstören. Erreichten die USA diese Fähigkeit und erreichten sie die vor der Sowjetunion, könnten sie einen Atomkrieg führen und gewinnen, ohne eigene Opfer bringen zu müssen. Gelänge es der Sowjetunion, sich ebenfalls gegen strategische Atomraketen zu schützen, könnten beide Seiten diese Waffen verschrotten. Übrig blieben dann nur die Atomraketen kurzer und mittlerer Reichweite, nach Westen bis Lissabon und nach Osten bis Moskau, die wegen ihrer kurzen Vorwarn- und Flugzeiten aus dem All nicht so leicht abgeschossen werden können. Übrig bliebe der auf Europa begrenzte Atomkrieg.

Reagan verspricht freilich ganz was anderes: das Ende aller Atomwaffen. Als wünschte er sich herzlich die Wiederkehr der Zeiten, da die Nato vor der konventionellen Überlegenheit des Warschauer Pakts so bibberte, daß sie sich eine zum Erstschlag taugliche Atomrüstung zulegen mußte. Jeder lügt halt nur so gut er kann.

Zu glauben ist dem Präsidenten und seiner Klientel, daß ein siegreicher Atomkrieg nicht an der Spitze ihrer Wunschliste steht. Denn erstens weiß keiner, ob nicht doch ein paar der sowjetischen Atomraketen durchkommen würden, und zweitens droht die Gefahr, daß ein atomarer Schlagabtausch in Europa auch in Paris, Texas, das Thermometer unter zwanzig Grad Celsius triebe. Aber es ist schon ein Erfolg, wenn die neue Strategie den sowjetischen Militärbürokraten Angst macht und sie zu den bekannten Reaktionen veranlaßt. Nicht zuletzt deshalb wird die Diskussion von den USA so öffentlich geführt und mit Indiskretionen gespickt.

Die Sowjets werden also wohl wieder einmal mitrüsten. 26 Milliarden Dollar stecken die USA allein in die Forschung; Entwicklung, Fertigung und Stationierung der Weltraumwaffen werden nach Schätzung des Senators Gary Hart (kein Mann des KGB) »viele hundert Milliarden Dollar kosten«. Will die Sowjetunion auch nur halb soviel aufwenden, ist ihre Pleite absehbar.

Selbst H. Kohl hat bemerkt (oder ist darauf aufmerksam gemacht worden), daß die reiche Bundesrepublik das gigantische Projekt der USA nicht unbeschadet überstehen wird: Wer so viel Staatsknete in ein Forschungsprojekt steckt, muß die technologische Konkurrenz aus dem Feld schlagen. Die Feinde werden totgerüstet, die Freunde totgeforscht. Und Riesenhuber bohrt ein sehr tiefes Loch.

Natürlich trifft es auch die USA. Die Dollars, die der Staat den Rüstungskonzernen schenkt, hat er zuvor bei den Massen eingetrieben. Die Verarmung und Verwilderung der US-Gesellschaft wird noch rasanter anwachsen als der Militäretat, der im nächsten Jahr 313,7 Milliarden Dollar betragen soll (das sind 935. 110.000.000 Mark). Was geschieht, wenn die hungernden Millionen rebellisch werden, wenn sie sich ins amerikanische Surrogat des Klassenkampfs, ins Verbrechen stürzen? Was verlangt der US-Bourgeois von seiner Regierung, wenn er sich erst am hellen Tag in Long Island so wenig

auf die Straße wagen kann wie heute nachts in Manhattan? Die Todesstrafe? Aber die gibts ja schon. Soll jeder dritte Bürger des land of the free in den Knast?

Nicht doch. Bezahlen werden andere. Zuerst die Lateinamerikaner, wenn bei denen noch was zu holen ist, dann die Verbündeten. Wie Arbeitslosigkeit und Verelendung exportiert werden, ist auch dem deutschen Kapital wohlbekannt. Wehe den Abnehmerstaaten auf diesem Weltmarkt, die den Kauf der Ware verweigern! Sie werden die Rapid Deployment Force aus der Nähe kennenlernen. Der Krieg der Sterne wird verdammt tief am Boden stattfinden.

Gibt es keine Rettung? Das Gestotter auch christdemokratischer Politiker in den Diskussionen über Reagans *Strategic Defense Initiative* zeigt an, daß die deutsche Bourgeoisie so langsam Angst vor ihren überseeischen Klassenkameraden kriegt. Ob da wohl einige zu ahnen beginnen, daß die Stationierung der Pershing II und der Cruise Missiles keine »Nachrüstung« war, sondern Vorbereitung einer Strategie, die mit dem auf Europa beschränkten Atomkrieg droht, um die Welt den USA zu unterwerfen? Selbst Frau Thatcher und Herr Mitterrand beginnen zu verstehen. Vielleicht hätte eine Friedensbewegung heute bessere Chancen als 1983, mit der Forderung nach einem atomwaffenfreien Europa gehört zu werden.

Konkret 03/85, S. 10

Nachrichten

Neiße, oder?

Den Westdeutschen ist, so das Ergebnis einer Infas-Umfrage, ziemlich egal, wo die Westgrenze Polens liegt. Die Frage der Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens bewegt 48 Prozent der Befragten überhaupt nicht. 35 Prozent befürworten sie, 17 Prozent lehnen sie ab. Eine gleiche Umfrage im Frühjahr 1972, also kurz vor der Verabschiedung des Warschauer Vertrages durch den Bundestag, hatte noch ein deutlich anderes Bild gebracht: 28 bewegte damals die Frage überhaupt nicht, 50 Prozent waren dafür und 22 Prozent dagegen.

Knastmoderne

In der Justizvollzugsanstalt Wittlich in Rheinland-Pfalz sind jetzt neue Fenster eingesetzt worden: schallschluckend und isolierend. Die Insassen freuen sich darüber gar nicht. Einer schreibt: »Denn die Fenster lassen sich nicht mehr in den Raum schwingend öffnen. Dies bedeutet, daß die Fenster sich nur um 3,1° kippen lassen, was einer maximalen oberen Weite von 6,3 cm entspricht, wobei das solchermaßen gekippte Fenster an den beiden Seiten und in der oberen Abgrenzung einen 5 cm breiten (oder schmalen) Spielraum aufweist, der für die Luftzuführung bestimmt ist (...) Die Unerträglichkeit eines solchen Zustands stinkt zum Himmel.« Der Justizminister ist zum Abschmecken der Luft in den Wohntoiletten eingeladen.

Selbstbestimmung

Die Besatzungsmächte, die »Schutzmächte« genannt werden wollen, haben jetzt 15 Vorschriften aufgehoben, weil sie sich bei einer Überprüfung als »überholt« erwiesen haben. Aufgehoben wurden unter anderem ein Gesetz zur Regelung der Adoption deutscher Kinder durch UNO-Angehörige aus dem Jahre 1947, die Zivilprozeßordnung für Gerichte der US-Militärregierung, das Verbot des Mißbrauchs der US-Militärpost und ein Gesetz zur Überwachung von Wissenschaft und Forschung aus dem Jahre 1949. Weiter in Kraft bleiben die anderen knapp 6.000 Vorschriften, die das Leben auch weiterhin regeln in Westberlin, der unselbständigen politischen Einheit.

Hungergebühren

Der Post ist es richtig peinlich: Am »Tag für Afrika«, der 110 Millionen Mark gebracht haben soll, hat die Post durch die Spenden zusätzliche Gebühreneinnahmen von etwa 250 000 Mark gehabt. Während der AWO-Vorsitzende, Hermann Buschforth, forderte, diese Einnahmen in eine Spende umzuwandeln, gab der Sprecher des Postministeriums, Ulrich Jung, zu verstehen, daß die Post nicht auf die Gebühren für Spenden verzichten könne, da sie gesetzlich verpflichtet sei, ihre Ausgaben aus Einnahmen zu bestreiten. Das mit den portofreien Paketen nach Polen sei eine andere Sache. Eben.

Optimisten

Nach einer Repräsentativumfrage des Bielefelder Emnid-Insituts wollen 79 Prozent der Bürger der BRD nach einem Atomkrieg nicht mehr weiterleben. 69 Prozent der Bürger würde sich keinen Schutzraum bauen, selbst wenn der Staat die gesamten Kosten dafür übernähme. 68 Prozent sind der Meinung, daß ein Gesetz zum Schutzraumbau nur ein Sicherheitsgefühl vermitteln soll, das im Kriegsfall »völlig unrealistisch« wäre. 67 Prozent schließlich halten ein Gesetz, das den Bau von Schutzräumen zum Überleben eines Atomkrieges zwingend vorschreibt, für überflüssig. Im Bundesinnenministerium arbeitet man derweil fleißig an einem Entwurf für ein neues Zivilschutzgesetz. In dem Referentenentwurf ist die Pflicht zum Schutzraumbau enthalten.

Mutti hilft

Bei der horrenden Arbeitslosigkeit in Großbritannien finden sich dennoch immer wieder Beschäftigte, die ihre Arbeit freiwillig aufgeben. In der Mehrzahl sind es Frauen von Arbeitslosen. Wie der britische Nationalrat für Eheempfehlungen in einem Bericht hervorhebt, kündigen diese Frauen trotz der großen Not, um ihren Männern ein noch größeres Minderwertigkeitsgefühl zu ersparen.

Schokoladenseite

Gerade erst hatte der 25. Hessische Zahnärztetag unter dem Motto »Zahnschonende Süssigkeiten« gestanden – der Pressesprecher der Kammer, Friedrich Römer, schuftet nebenbei auch noch als Angestellter in der Werbefirma seiner Frau, die ihren Umsatz auch mit der Werbung für zuckerfreien Kaugummi macht - da feierte die Hessische Zahnärzteversorgung (HZV), die berufsständische Altersversorgung der Zahnärzte, ihr 25jähriges Bestehen. Die Festschrift bot den Versicherten die Gewißheit, daß es schöner gar nicht sein könne: die HZV hat Teile ihres Vermögens in Immobilien angelegt, die größte Immobilie aus dem Besitz der HZV ist ein zwölfstöckiges Hochhaus in Frankfurt, das seit 1965 an den Süßwarenkonzern FERRERO vermietet ist, der dort den westdeutschen Firmenhauptsitz eingerichtet hat.

NSDAP in Bonn

Nach einer Untersuchung der Journalistin Inge Deutschkron, die in den 60er Jahren als Korrespondentin in Bonn gearbeitet hatte, gehörten dem ersten Deutschen Bundestag von 1949 nicht weniger als 53 Abgeordnete an, die einst auch das Parteibuch der NSDAP in der Tasche trugen. Faktisch war damit die Gruppe der ehemaligen NSDAP-Mitglieder die drittstärkste Fraktion im Parlament, in dem damals 402 Abgeordnete saßen. 43 der Altnazis hatten in den Regierungsparteien CDU/ CSU, FDP und DP neue Einflußmöglichkeiten auf die Politik gefunden.

SA in Lübeck

Der Lübecker CDU-Bürgerschaftsabgeordnete und Oberstudienrat Hanns Millies präsentierte seinen Schülern im Johanneum ganz bekannte Klänge

und Weisen: das Horst-Wessel-Lied der SA und die erste Strophe des Deutschlandliedes. Beide Lieder bildeten zusammengezogen im 3. Reich die Nationalhymne. Nachdem sich Schüler über die »zeitgeschichtliche Musikdokumentation« aufgeregt hatten, erklärte der Oberstudienrat, es habe sich »nur« darum gehandelt, die Schüler mit deutschen Nationalhymnen vertraut zu machen. Das Zeitgeschichtliche hatte der Oberstudienrat besonders dadurch akzentuiert, daß von ihm das Horst-Wessel-Lied auf dem Klavier vorgespielt und selbst vorgesungen worden war. Frei, versteht sich.

Berliner Luft

Das westberliner Abgeordnetenhaus hat beschlossen, daß künftig bei einem Smogalarm der Stufe I die öffentlichen Verkehrsmittel zum Nulltarif benutzt werden können. Die SPD war striktement dagegen, weil dadurch die Besitzer von Zeitkarten gegenüber den auf U-, S-Bahn oder Bus umsteigenden Autofahrern benachteiligt würden. Womit sich zeigt, wie groß die Sorgen sind, die sich die SPD mit einer sozial gerechten Verteilung der Luftverschmutzung macht.

Immer langsam

Auf Grenada nimmt die Normalisierung ihren amerikanischen Lauf: erst sollten die US-Truppen nur die Landsleute befreien, dann blieben sie doch. Dann hiess es bis zur »Normalisierung der Lage«, schließlich bis zu den »freien Wahlen«. Mittlerweile ist alles normal und frei wie man es gern hätte haben wollen, und die US-amerikanischen Truppen lungern immer noch herum. Wie lange sie noch blieben, fragt man den Sprecher des Weißen Hauses, Larry Speakers: »Ich weiß von keinem Zeitplan für ihren Abzug. Die amerikanischen Streitkräfte bleiben solange auf Grenada, wie das nötig ist, um der Regierung bei der Ausbildung einheimischer Sicherheitskräfte zu helfen.« Das wird dauern. 650 Grenader haben sich die US-Amerikaner ausgeguckt, die sie nun ausbilden wollen. Drei Jahre wird das dauern, wenn sich die Schüler nicht zu dumm anstellen. Zwanzig Millionen Dollar wurden für dieses Ausbildungsvorhaben bereitgestellt.

Killer

Die französischsprachige Zeitschrift »Afrique-Asie«, deren Leser in einer Meinungsumfrage den »Vertrag der Schande« zwischen Libyen und Marokko als das herausragendste politische Ereignis des Jahres 1984 für Afrika bezeichnet hatten, berichtet in ihrer neuesten Ausgabe, daß der libysche Revolutionsführer Gadhafi seine Killerkommandos verstärkt habe durch Amerikaner, Briten, Griechen, Malteser, Portugiesen, Spanier, Zyprioten und Deutsche, die alles eines gemeinsam hätten: Sie seien bisher entweder in faschistischen Organisationen in ihren Heimatländern tätig gewesen oder hätten zumindest Söldnererfahrungen vorzuweisen. Diese Elitetruppe, so die Zeitschrift weiter, werde geleitet durch einen Deutschen mit ausgeprägter nationalsozialistischer Vergangenheit. Ihm zur Seite stehe ein ehemaliger US-amerikanischer ‚Militärberater, der seine speziellen Erfahrungen im Vietnamkrieg gesammelt hatte.

Viel Platz

Mehr als 10 000 Arbeitsplätze hat der Thyssen-Konzern in den letzten zwei Jahren in seinen Stahlunternehmen vernichtet. Jetzt ist Niedersachsens einzige Großwerft in Emden dran: Rund 850 Arbeiter mußten bei den Thyssen Nordseewerken schon im vergangenen Jahr gehen. Von den verbliebenen 2800 sollen weitere 650 im ersten Halbjahr '85 entlassen werden. Eine Betriebsversammlung in der Nordseehalle fand vor 650 leeren Stühlen statt. Die Halle war proppenvoll.

Konkret 03/85, S. 12

Michael Schilling

Der heilige Marschflugkörper

Ein Mitarbeiter der Abteilung Agitation und Propaganda des Zentralkomitees der führenden Partei eines größeren eurasischen Bundesstaates könnte, um eine knappe Würdigung der 25. Auslandsreise des eiligen Vaters gebeten, wie folgt antworten:

Die Reagan-Administration kommt mit Lateinamerika nicht zurecht. Weder der unerklärte Krieg gegen Nicaragua, noch der Überfall auf Grenada, weder Waffenlieferungen noch Ausbildung von Killern in US-Camps, weder Kissingers Entwürfe noch die Drohungen des George Shultz (» Wir müssen notfalls auch bereit sein, Gewalt anzuwenden, um unsere nationalen Interessen zu verteidigen«) haben für Ruhe auf dem Kontinent sorgen können. In Erwägung, daß als Erbe der Kolonialzeit 400 Millionen Bewohner Lateinamerikas der katholischen Kirche angehören und deshalb zum Gehorsam gegenüber ihren geistlichen Führern verpflichtet sind, hat der US-Präsident den Papst nun schon zum sechsten Mal einfliegen lassen – diesmal mit dem Sonderauftrag, katholische Laien und Priester, die sich oppositionell äußern oder betätigen, mit Drohungen und Besänftigungen auf den rechten Weg von law and order zurückzuführen.

Also typisch sowjetische Propaganda (zur Zeit freilich unerwünscht, weil die Moskauer zur Stützung ihrer Entspannungspolitik bessere Beziehungen mit dem Vatikan anstreben und sogar Castro sich um ein Treffen mit Woityla bemüht). Stimmt nichts davon?

Nehmen wir ein Zitat aus dem Zentralorgan unseres Arbeitgeberverbandes, der »Frankfurter Allgemeinen«. Überschrift: »Der Papst ringt um einen Kontinent«. Im Text: »Für die Kirche steht nicht der Ausgang einer Bataille auf dem Spiel, sondern ein ganzer Krieg.« Gegen wen? »Rechtsdiktaturen bedrücken die Bischöfe, aber sie rütteln nicht an der Existenz der Kirche.«

Gegen wen denn? »Gegen die Ideologie des Hasses, der Gewalt und des bewaffneten Kampfes, die Neid und Aggression zum Motor der Geschichte erklären.« Hinter einem Wall von Sandsäcken, im Schutz von Gefechtsständen und abgeschirmt von jenen Sicherheitskräften, die nach Angaben von Amnesty International 1.005 Menschen spurlos verschwinden ließen, sagte der Papst im peruanischen Ayacucho: »Gewalttätigkeit ist immer antichristlich.« (In El Salvador hatte sich Woityla vor einem Jahr auch von Major d'Aubuisson begrüßen lassen, der den Mordanschlag auf Erzbischof Romero inszeniert hatte.)

Ein ganzer Krieg – gegen wen also? Die »Welt« weiß es: »Die Nicaragua-Situation bereitet dem Papst mehr Sorgen als alle anderen Probleme Lateinamerikas.« Von der US-Administration wußte man das. Aber warum macht sich der Papst solche Sorgen, wo die Nicaraguaner doch gut katholisch sind und in der Regierung der Sandinisten vier katholische Priester sitzen? Die Situation in Guatemala, wo der Präsident und Sektenführer Efrain Rios Montt hunderte katholische Priester und Nonnen ermorden ließ, hatte Karol Woityla nicht halb so echauffiert. (Keiner der Priester hieß freilich Popieluszko.)

Woitylas ganzer Krieg verläuft entlang denselben Fronten, an denen die USA ihren Krieg gegen Lateinamerika führen. Beider »Sorgenkind« Nr. I sind Nicaraguas Sandinisten, beide fühlen sich durch Rechtsdiktaturen ein bißchen »bedrückt«, anstandshalber, beide geißeln den Widerstand der Ausgebeuteten als Terror und antichristliche Gewalt, und beide halten den Armen schöne Reden. Woityla an Perus Arme: Hängt euer Herz nicht »an eine illusorische irdische Befreiung«. Und an die herrschende Klasse: »Gebt den Armen zu essen, gebt ihnen Arbeit, Wohnung, Gesundheitsfürsorge, Würde und Erziehung. Verdoppelt eure Anstrengungen...« Das Ergebnis ihrer bisherigen Anstrengungen ist bekannt. Verdoppelung? Das Kölner Karnevals-Quartett »De vier Bozze« sang in den Fünfzigern: Drei mol noll es noll blif noll... Die Wirkung des kirchenfürstlichen Gelabers hat der venezolanische Pater Juan Vives auf den Begriff gebracht: »Unsere Unternehmer und Politiker nahmen den Papst wie ein Alka Seltzer.«

Nun könnte es immerhin sein, daß der Papst trotz alledem auf eigene Faust gereist ist, weil halt dort, wo die USA und ihre Marionetten unter Druck stehen, auch seine Kirche in Gefahr ist. Dem scheint eine Beobachtung zu widersprechen, die sogar das US-Magazin »Newsweek« machte: »Nach zwei Jahrzehnten ihres Bestehens hat sich die Befreiungsbewegung in der lateinamerikanischen Kirche viel weniger radikal erwiesen, als des Papstes Befürchtungen annehmen lassen. Wo die Basisgemeinden blühen, verdanken sie ihren Erfolg hauptsächlich der Unterstützung durch Priester, Nonnen und Bischöfe der traditionellen Kirche. Gerade durch diese Gemeinden, die kleine Gruppen von Katholiken zum Gemeindegebet, zu Bibelstunden und sozialen Aktionen zusammenbringen, erlebt der Katholizismus eine echte Wiedergeburt in vielen Teilen des Kontinents.«

Die brennende Sorge um seinen Verein schien es also kaum gewesen zu sein, die den Papst zu 45 Reden in zwölf Tagen trieb. Immer mehr Nahrung erhält darum der Verdacht, daß die Wahl gerade dieses Papstes ein Manöver war, bei dem religiöse Motive die geringste Rolle spielten. Es waren die Kardinäle aus den USA und der BRD, die ihn ausgesucht und

im Konklave für ihn geworben haben. Wie sehr er in deren Pflicht steht, hat er zuletzt bei der Neubesetzung seines Kabinetts vorgeführt: Gegen alle Erwartungen wurden die wichtigsten Posten mit US-Amerikanern und BRD-Deutschen (dem bekannten Joseph Ratzinger und dem Benediktiner Augustin Mayer) besetzt. Wer etwa Ratzingers Zuneigung zum CSU-Vorsitzenden und zu dessen Politik kennt (und annimmt, daß Woitylas US-Kardinäle ähnliche Präferenzen haben), wird sich dem Gedanken, der Papst reise i.A., sozusagen als der metaphysische Marschflugkörper der Nato, nicht ganz verschließen können.

Für diese Art von Zusammenarbeit gibt es ein zeitgeschichtliches Beispiel, an das sich die Kirche fast so ungern erinnern läßt wie an den Prozeß Galilei: Es war der Vatikan, der nach 1945 Hand in Hand mit dem US-Geheimdienst hunderte hoher SS- und Gestapo-Verbrecher beherbergte, mit falschen Papieren ausstattete und nach Lateinamerika ausschleuste – darunter zum Beispiel Klaus Barbie oder den Mailänder SS-Chef Rauff, der nach Erkenntnissen der Hannoveraner Staatsanwaltschaft an 97.000 Morden beteiligt war und heute unbehelligt in Chile lebt. Bedingung für die päpstliche Fluchthilfe: Die Antragsteller mußten sich zum Antikommunismus und zum katholischen Glauben bekennen (so festgehalten in einem Memorandum des State Department – »top secret« – vom 15. Mai 1947).

Woityla ist wirklich Traditionalist.

Nützt seine Politik der katholischen Kirche? Immerhin lebt die Hälfte der 800 Millionen Katholiken in Lateinamerika, und nur einige Tausend gehören zu den herrschenden Cliquen. In Nicaragua haben die Gläubigen den Stellvertreter Christi schon einmal ausgepfiffen und in Peru mußten sicherheitshalber zehntausend Menschen eingelocht werden, bevor der Fürst der Nächstenliebe kommen konnte. Muß die Bösartigkeit, mit der Woityla auf die Befreiungstheologen und ihre arme Klientel einprügelt, nicht zu Kirchenflucht führen? Wäre es nicht klüger, darauf zu setzen, daß von Kirchenmännern beflügelte und gezügelte Befreiungsbewegungen der Kirche neue Schäfchen (auch in Europa) zutreiben? Welcher sensible junge Mensch fühlte sich nicht angerührt durch die Priester Camilo Torres, Dom Helder Camara, Ernesto Cardenal? Wer könnte den Befreiungstheologen seinen Respekt verweigern?

Solche Überlegungen hat es` gegeben - in der Kirche unter dem Papst Johannes XXIII., im Weißen Haus zu Beginn der Amtszeit des Präsidenten Carter, dessen Sicherheitsberater Brzezinski damals programmatisch formulierte: »Nichts könnte destruktiver sein, als wenn sich die USA als letzten Schild für die Überbleibsel weißer Vorherrschaft in Afrika präsentierten. In ähnlicher Weise würde man den längerfristigen Interessen Amerikas Abbruch tun, wollte man die Gleichgültigkeit gegenüber dem zunehmenden Wunsch in Mittelamerika nach größerer sozialer Gerechtigkeit und nationaler Würde fortsetzen.«

Der schöne Vorsatz mußte bald aufgegeben werden, denn es stellte sich heraus, daß auch ein bißchen mehr Gerechtigkeit viel zu teuer war und die undankbaren Völker sich mit ein bißchen mehr Würde nicht begnügen wollten. Läßt man erst mal ein wenig locker (dazu hatten sie den Schaft von Persien noch gezwungen), sind Revolutionen kaum noch aufzuhalten.

Schon unter Carter, vollends aber durch die Installierung des Ronald Reagan, kehrte das US-Kapital zu seinen alten Maximen zurück: Amerika den US-Amerikanern, carry a big stick, Weltpolizist. Darauf wurde mit den Jahren der gesamte Herrschaftsapparat der USA und ihrer Verbündeten ausgerichtet, der wirtschaftliche, der militärische und der ideologische – allen voran die Kirchen. Ihnen wurde klargemacht, daß nur die freie (Klassen-) Gesellschaft ihre Existenz garantiert, weil sie das Bedürfnis nach religiösem Trost massenhaft produziert, während in sozialen Revolutionen stets die Gefahr der Säkularisierung steckt.

Mit der Religion ist es wie mit dem echten Opium oder mit dem Alkohol: Wo die Not am größten, da ist Gott, die Pfeife oder die Flasche am nächsten. In den USA steigt die Zahl der TV-Prediger mit der der Drogen-Toten. Die lateinamerikanischen Massen sind zu arm, um an Schnaps und Äitsch denken zu können.

Warum freilich in der Sowjetunion neuerdings wieder mehr Kirchen gebaut und Alkoholiker therapiert werden müssen, wäre eine andere interessante Frage an den Mitarbeiter der Abteilung Agitation und Propaganda des Zentralkomitees der führenden Partei eines größeren eurasischen Bundesstaates.

Konkret 03/85, S. 14

Georg Hodel

Ein Folterer sagt aus

Ein Mitglied des Geheimdienstes der chilenischen Luftwaffe hat ein Geständnis abgelegt (Siehe dazu die Aussenspalten, [Kasten am Ende des Textes]»Das Verhör«). Er sprach über den alltäglichen Terror der Pinochet-Junta, über die Grausamkeiten, über die Hinrichtungen und Morde. Er sprach über die Opfer. Über die Täter, denen er als eine eher untere Charge angehörte, schwieg er sich aus. Aus welchen Gründen? Mit welchen politischen Absichten? Ist dieses Geständnis nur ein wohlkalkulierter Teil der Machtkämpfe in Chile? Ein Hintergrundbericht

Wir schreiben den 3. September 1984 In Chiles Hauptstadt jagen sich Gerüchte über eine bevorstehende Großrazzia in Santiagos Randsiedlungen. Für das Wochenende und die anschließenden Tage sind landesweite Protestaktionen angesagt, der 10. Protesttag steht vor der Tür. Die Stimmung bei den Sicherheitskräften ist gereizt, man rechnet mit präventiven Verhaftungsaktionen. Tatsächlich holt General Pinochet zu einem neuen Schlag gegen die Opposition aus. Diesmal trifft es die oppositionelle Presse: Frühmorgens, noch vor Arbeitsbeginn, umstellt die Polizei das Redaktionsgebäude von »Analisis«, einer dem chilenischen »Solidaritätsvikariat« der Katholischen Kirche nahestehenden Zeitschrift. Kripobeamte durchsuchen die Redaktionsräumlichkeiten, beschlagnahmen sämtliche Manuskripte. Am Abend wird die Zeitschrift auch an den Kiosken eingezogen. In der Nacht zerstören Unbekannte die Druckerei. Ähnlich ergeht es dem sozialdemokratisch orientierten Wochenmagazin »CAUCE«, das zugleich mit einem sofortigen Erscheinungsverbot belegt wird.

Als die Protesttage beginnen, kommt der nächste Schlag. Durch Militärdekrete untersagt die Regierung dem Kirchensender »Radio Chilena« und dem christdemokratischen »Radio Cooperativa« die Ausstrahlung von Nachrichtenbulletins. Fünf Tage später erläßt der Chef der Militärzone von Santiago eine Notstandsverordnung, wonach »CAUCE« und drei weitere Oppositionszeitschriften künftig ihre Manuskripte 24 Stunden vor der Drucklegung der Zensur vorlegen müssen.

Den Sinn dieses Überraschungscoups gegen Chiles Oppositionspresse vermochte damals niemand so recht verstehen, bis dann Anfang Dezember die venezolanische Tageszeitung »Diario de Caracas« mit einer »Story« aufwartete, die bald auch der chilenischen Presse zugänglich gemacht worden war: Die Geschichte schildert die heimliche Begegnung zwischen Monica Gonzalez, Mitarbeiterin von »CAUCE« und Andrés Antonio Valenzuela Morales, ein Offizier des Geheimdienstes der chilenischen Luftwaffe (SIFA).

Als der Geheimdienstler die Journalistin aufsucht, hält er ein zerknittertes Exemplar von, »CAUCE« in der Hand, in dem, verfasst von Monica Gonzales, über geheime Konzentrationslager im Norden berichtet wird. »Ich habe nur das Bedürfnis zu sprechen«, sagt er und zeigt seinen Militärausweis. »Ich möchte Ihnen die Sache erzählen, die ich getan habe. Das Verschwindenlassen von Menschen«. Das Gespräch dauert mehrere Stunden. »Erinnern Sie sich an Namen?« - »Ja, die Begrüder Weibel Navarete, zum Beispiel«, »Erklären Sie sich, Sie sind sehr nervös. Diese Arbeit wird nicht leicht sein. Wir werden alles aufnehmen und dann sehen, was publiziert wird. Sind Sie einverstanden?« - »Es ist mir gleich« »Ich möchte nicht, daß Sie, wenn sie mich verlassen, umgebracht werden« - »Das wird sowieso geschehen, aber zumindest habe ich vorher gesprochen. . .« .

Es ist die Lebensgeschichte eines jungen Mannes, der, kaum 18jährig während seirier Militärausbildung bei der Luftwaffe vom Geheimdienst rekrutiert wird, sich zunächst als »Gefangenenbetreuer« bewähren muß und allmählich für heiklere Aufgaben, wie das Vorbereiten von Exekutionen und das Foltern von Häftlingen mit Elektrizität, herangezogen wird. Eine Geschichte, die von der Grausamkeit eines Regimes zeugt, das auch viele andere junge Chilenen zu Mördern und Psychopathen gemacht hat. Valenzuelas enthüllender Bericht ist das umfassendste »Geständnis«, das je ein Mitarbeiter der chilenischen Geheimdienste seit der Machtergreifung Pinochets abgelegt hat.

Hunderte. von Menschen fielen in die Hände der Folterer, wie Valenzuela einer war. Viele von ihnen, die durch die Folter nicht gebrochen werden konnten, wurden erschossen. Andere, jeder Würde beraubt und durch die Torturen zum Wahnsinn getrieben, wurden gezwungen, jenseits der Grenze ihres psychischen und physischen Widerstandsvermögens ihre Freunde und Familien zu denunzieren. Sein Bericht, der, wie er selbst, auf geheimen Wegen außer Landes gebracht werden konnte, wird die Hoffnungen von hunderten von Familien, die glaubten, daß ihre verschwundenen Angehörigen eines Tages lebend zurückkommen, für immer zerstören.

Zu Beginn des Jahres findet Valenzuelas Bericht, trotz der totalen Pressezensur - seit November herrscht in Chile wieder das Kriegsrecht - auch in Santiago Verbreitung. Das »Solidaritätsvikariat« drängt auf eine Untersuchung des Falles durch den obersten Gerichtshof, doch dieser weist, gestützt auf das Notrecht, dieses Ansinnen zurück. Nun legt die »Vereinigung der Familien von Verhafteten und Verschwundenen« in einem offenen Brief Protest gegen die Entscheidung des Gerichtshofes ein. Gleichzeitig trifft bei der Redaktion der Zürcher »WochenZeitung« ein sorgenvolles Schreiben aus Chile ein, in dem um eine raschestmögliche Verbreitung des Berichtes in Europa gebeten wird. Man hoffe, so das Schreiben, daß dadurch »der chilenische Geheimdienst davon überzeugt werden kann, daß es keinen Sinn mehr hat, die Verfasserin des Berichtes umzubringen«.

Tatsächlich wurde Monica Gonzalez, bekannt durch ihre Reportagen über Verbrechen und Machtmißbrauch der Militärs in Chile, in den vergangenen Jahren von den chilenischen Sicherheitskräften mehrmals verhaftet, zuletzt im Frühjahr des vergangenen Jahres, als sie gerade dabei war, Pinochets schärfsten Rivalen, den ehemaligen Luftwaffenchef und Putschdrahtzieher Gustavo Leigh, zu interviewen. Monica Gonzalez hält sich noch immer in Chile auf, und es ist nicht auszuschließen, daß sie dasselbe Schicksal erleiden könnte, wie Soria Espinosa, eine UNO-Mitarbeiterin in Chile, die sich auch mit dem Schicksal verschwundener Personen befaßt hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach, so die Menschenrechtskommission der UNO, von den Sicherheitskräften umgebracht worden ist.

Der Bericht wurde von Zürich aus direkt an den Weltkirchenrat in Genf und an Helmut Frenz, den ehemaligen Erzbischof von Santiago und Mitarbeiter von »amnesty international« weitergeleitet. Zusammen mit dem im Exil lebenden chilenischen Luftwaffengeneral Sergio Poblete und Christian Van Yurick, der vier seiner engsten Familienmitglieder verloren hat und während mehr als einem halben Jahr vom Geheimdienst festgehalten wurde, organisiert das Zürcher Wochenblatt eine Pressekonferenz. Auch Frenz und ein Vertreter des Weltkirchenrates werden eingeladen, doch nach anfänglich regem Interesse bekommen beide kalte Füsse.

Stattdessen meldet sich telefonisch eine gewisse Frau Bernadette Defago, die sich als Mitarbeiterin der französischen Flüchtlingsorganisation »CIMADE« aus Paris ausgibt, und will à tout prix den Mitarbeitern der »WochenZeitung« die Pressekonferenz ausreden, ebenso Anwälte der chilenischen Exilszene in Europa.

Poblete und Van Yurick, beides Experten in Sachen SIFA, kommt die Sache reichlich merkwürdig vor. Nach der Pressekonferenz beginnen sie den Fall noch einmal aufzurollen. Tatsächlich gelingt es, Valenzuelas gegenwärtiger Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Sie sind perplex: Valenzuela sitzt quietschvergnügt in Paris und hat sich inzwischen einen falschen Namen und falsche Papiere zugelegt. Wer ihm diese beschafft hat, war nicht herauszukriegen. Doch eines scheint festzustehen: Bernadette Defago, die geheimnisvolle Dame von »CIMADE«, die so eifrig versucht hatte, die Pressekonferenz in der Schweiz Zu stoppen, hat Valenzuela zumindest vorübergehend Obhut gewährt, möglicherweise hat sie ihm auch zu der neuen Identität verholfen.

Auf den Sachverhalt angesprochen, bestreitet sie die Tatsache nicht, daß Valenzuela bei »CIMADE« Zuflucht genommen hat, fügt ab* barsch hinzu: »Ich habe jetzt mit Valenzuela nichts mehr zu tun.« Am Hauptsitz von »CIMADE« in Paris wird dies jedoch heftig bestritten. Dort gibt man vor, von Valenzuela noch nie etwas gehört zu haben, geschweige ihn zu Gesicht bekommen zu haben. Seltsam, rühmt sich doch »CIMADE« seiner Kontakte zum »Solidaritätsvikariat« in Santiago.

Der Fall gibt aber noch mehr Rätsel auf. So scheint der jetzt in Paris untergetauchte Sicherheitsoffizier genau in jenem Moment mit seinen Enthüllungen aufgewartet zu haben, als gerade der schon lange schwelende Konflikte zwischen der chilenischen Geheimpolizei CNI, der Gestapo Pinochets, und dem SIFA offen ausbrach. Äußerer Anlaß dafür war eine ausgesprochen scheussliche Angelegenheit, die unter dem Begriff »gesprengte Frau« in Chile bekannt ist: Am 16. Mai vergangenen Jahres wurde Loreto Castillo zusammen mit ihrem Mann in der Nacht von CNI-Agenten auf der Straße verhaftet. Während des Verhörs in einem Schuppen irgendwo auf dem Lande wurde die junge Frau gefoltert, ohnmächtig auf eine Dynamitstange gelegt und in die Luft gesprengt. Der Mann konnte entfliehen, wurde aber bei seinem geglückten Ausbruchsversuch angeschossen und konnte sich bis zu einer stark befahrenen Straße schleppen, wo ihn jemand aufnahm und ins Krankenhaus brachte. Die Geheimpolizei hat natürlich jede Beteiligung an diesem Verbrechen abgestritten. Jedenfalls war diese Angelegenheit kompromittierend genug, um den Chef der Luftwaffe, General Matthei, die Gelegenheit zu geben, sich von dieser Affäre zu distanzieren, indem er all seine Leute zurückpfiff und jede weitere Zusammenarbeit mit dem CNI einstellte.

Die Absetzbewegung Mattheis hatte aber schon viel früher eingesetzt. Als im März vergangenen Jahres die Protestaktionen der Opposition ihren ersten Höhepunkt erreicht hatten, legten sich die Oberkommandierenden der Luftwaffe und der Marine quer, als Pinochet ein neues Anti-Terrorgesetz im Schnellverfahren durchboxen wollte. Zur selben Zeit spitzte sich auch der Konflikt zwischen Kirche und Militärregierung zu, der durch die Asylsuche von vier schwer bewaffneten Anhängern des »Movimiento de Izqierde Revolucionario« (MIR), die im Januar bei der päpstlichen Nuntiatur in Santiago Zuflucht genommen hatten, ausgelöst worden war.

Sie wurden von der Regierung beschuldigt, den Mordanschlag gegen General Urzua, dem Militärbefehlshaber von Santiago, verübt zu haben. Tatsächlich erklärte damals das ZK des MIR, daß eines einer Kommandos den General hingerichtet hätte. Die Folgen der Ermordung Urzuas waren für den MIR katastrophal. Innerhalb einer Woche wurden fünf Mitglieder des militärischen Arms des MIR ermordet und neun weitere verhaftet. Die Presse erklärte den Fall für aufgeklärt und erledigt. Obwohl in derselben Woche behauptet wurde, alle Täter seien verhaftet oder getötet worden, wurde vier Monate später ein weiteres MIR-Mitglied ermordet, das im Nachhinein der Mittäterschaft bezichtigt wurde. Und abermals drei Wochen später suchten nun die vier bewaffneten Miristen Asyl in der Botschaft des Vatikans. Sie erhielten später freies Geleit und konnten nach Ecuador ausreisen.

Valenzuela lieferte auch hier eine interessante Interpretation. In seinem »Geständnis« nimmt er auch auf die Unterwanderung des MIR Bezug und erklärt, daß verschiedene Aktionen des MIR vom SIFA selbst geplant worden seien. Auch zahlreiche, heimlich nach Chile zurückgekehrte Anhänger des MIR seien nicht, wie offiziell mitgeteilt, bei sogenannten »Enfrentamientos«, d.h. »Zusammenstössen« mit der Armee getötet, sondern vielmehr schon kurze Zeit nach ihrer Einreise in Chile abgefangen und exekutiert worden.

So gesehen bekommen Valenzuelas Erklärungen, die bezeichnenderweise die Verbrechen seiner militärischen Vorgesetzten eindeutig ausklammern, einen ganz neuen Stellenwert. Sowohl Poblete wie auch van Yurick sehen darin den Versuch, die Luftwaffe als Institution aus dem militärischen Repressionsapparat herauszulösen und die Verbrechen, die unter ihrer Führung begangen wurde, herunterzuspielen .

Und zwar gerade zu einem Zeitpunkt, als in Santiago das Gerücht ging, Luftwaffengeneral Fernando Matthei sei von Pinochet unter Hausarrest gestellt worden.

Die Spannungen innerhalb der Streitkräfte nahmen ihren Anfang, als sich Ende März vergangenen Jahres die Isolierung auch international auszuwirken begann. Damals warf der Finanzskandal um den »Vial«Konzern - einst Symbol des chilenischen Wirtschaftswunder von Milton Friedmans Gnaden immer längere Schatten auf das Regime. »Vial«-Boss Boris Blanco, ehemaliger Chef der chilenischen Bankenkommission, und Rolf Lüders, bis Anfang 1983 noch Pinochets Finanz- und Wirtschaftsminister mit Supervollmachten, wanderten hinter Gitter. Gegen andere hochangesehene Finanziers liefen Ermittlungen. Pinochet, so schien es, wollte sich offenbar in einem Akt der Selbstreinigung von den Sündern des Wirtschaftssystems lösen, kam damit aber den US-amerikanischen Wirtschaftsinteressen ins Gehege.

Außerdem war da noch immer der Konflikt mit der Kirche, der darin gipfelte, daß militante Pinochet-Anhänger die Ermordung des Weihbischofs von Santiago, Jorge Hourton, angekündigt hatten. Eine Bombe in seinem Haus konnte noch rechtzeitig entschärft werden. Als Pinochet in Zusammenhang mit den März-Protestaktionen Exponenten des bürgerlichen Oppositionsbündnisses »Alianza Democratica« verhaften ließ, sah sich sogar der sonst eher schweigsame US-Botschafter Therbergue veranlaßt, die chilenische Regierung wegen des schleppenden Übergangs zur Demokratie zu kritisieren. Innerhalb der Streitkräfte sei die Situation mehr als gespannt gewesen, meint Poblete. Die Luftwaffe habe damals unter ihren Angehörigen Alarm geschlagen, um allfälligen Säuberungsaktionen Pinochets entgegen zutreten. Seither halte sich die Luftwaffe gegenüber Pinochet auf Distanz. Valenzuelas Gewissenerleichterung schade, so betrachtet, Pinochet letztlich mehr als der Luftwaffe. »Natürlich«, so Yurick, »geht die Repression in Chile vom Militärapparat als Ganzem aus und nicht, wie gewisse politische Kreise meinen, vom Autoritarismus einer einzigen Person, die durch den Diktator Pinochet verkörpert wird«. Dennoch erfreue sich diese Sichtweise nicht immer großer Popularität.

Ob Valenzuelas Enthüllungen über die Unterwanderung des MIR nicht zuletzt auch den Zweck gehabt haben, die chilenischen Linksparteien im Exil, die sich noch immer nicht vom Spaltpilz befreit haben, zu verunsichern, ist angesichts ihrer gegenwärtigen Isolierung, die durch das Kriegsrecht in Chile noch begünstigt wird, eher von untergeordneter Bedeutung. Wichtiger ist, daß Valenzuela zahlreiche Beweise liefert, daß die chilenischen Streitkräfte nach wie vor Oppositionelle rücksichtslos beseitigen lassen. Und etwas darf hoffnungsvoll stimmen: Trotz der hochentwickelten Repressions- und Infiltrationstechniken ist es der Militärdiktatur bis heute nicht gelungen, die politischen und sozialen Basisorganisationen im Lande selbst zu liquidieren.

Kasten »Das Verhör«

Eines Tages bekam die chilenische Journalistin Monica Gonzales Besuch von der Geheimpolizei. Das hatte sie, die in der sozialdemokratischen Zeitschrift »CAUCE« arbeitet, schon lange erwartet. Der Geheimdienstler Antonio Valenzuela Morales, von der chilenischen Luftwaffe, war allerdings nicht gekommen, um sie zu holen. »Ich möchte über die verschwundenen Gefangenen sprechen«, sagte er. Und er sprach. Stundenlang. KONKRET veröffentlicht Auszüge aus diesem Geständnis:

»Ich habe nur das Bedürfnis zu sprechen, murmelte er, während er seinen Militärausweis Nr. 66.650 vorzeigte, gültig bis zum 3. September 1986. Ich möchte ihnen die Sachen erzählen, die ich getan habe, das Verschwindenlassen von Menschen.
Wie alt sind Sie?

28 Jahre alt.

Wann sind Sie in den Geheimdienst eingetreten?

1974. Ich absolvierte meinen Militärdienst im Artillerieregiment der Luftabwehr von Colina. Dort haben sie Personal für die Kriegsakademie ausgesucht, der FACH*. Es scheint, daß die Chefs mich als aufgeweckt angesehen haben, darum haben sie mich für die Arbeit der Gruppen »Gegenaktion« geholt.

Was machten die Gruppen »Gegenaktion«?

Wir begleiteten diejenigen, welche die Häuser durchsuchten.

Wer hat die Leute ausgewählt?

Ein Instruktor. Wir waren ungefähr 60 Ausgewählte. Sie haben uns in zwei Gruppen aufgeteilt. Die Hälfte begann in der Kriegsakademie zu arbeiten. Wir, also der Rest, arbeiteten direkt mit den Gefangenen.

Wo?

In den Kellern der Kriegsakademie. Es war das erste Mal, daß ich einen Gefangenen sah. Ich glaube, das werde ich nie vergessen.

Warum?

Wir wurden ausgebildet und sie sagten uns, daß wir versuchen müßten, alles zu vergessen, was wir sehen würden. Was mich am meisten beeindruckte, war der Anblick von einigen gefangenen Frauen. Sie standen mit Schildern, auf denen stand: »24 Stunden stehen«. Ich verstand nichts, bis mir der Offizier erklärte, daß man sich an die Türe stellen müsse mit dem Gewehr und »sie beschützen«, das heißt, das Sprechen verhindern. Es gab eine interne Ordnung, die man einhalten mußte.

Wie lange waren Sie in der Kriegsakademie?

Ich erinnere mich nicht mehr genau, aber es müssen ungefähr sechs Monate gewesen sein.

Was geschah mit den Gefangenen in der Akademie?

Ich bewachte sie nur. Ich sah, wie sie sie schlugen, bestraften.

Woraus bestanden die Strafen.

Aus Schlägen und der Anwendung von Elektrizität. Ich sah niemanden sterben, wir waren isoliert; man hatte kein Vertrauen. Ich war damals nur Bewacher, erst später stieg ich mehr ein.

Wie geschah das?

Ohne daß ich es wollte. Sie wählten Leute aus und jedesmal war ich dabei.

Wußten Sie, was Sie taten?

Ja, ich merkte es.

Und Sie taten es trotzdem?

Ich mußte ja etwas arbeiten.

Hat die Regierung der Unidad Popular Ihnen oder Ihrer Familie Schaden zugefügt?

Nein, gar nicht.

Wie ging Ihr Weg dann weiter?

Ich habe es schon gesagt: ich kam zu den Gruppen »Gegenaktion«. Wir durchsuchten Häuser, bewachten die Häuser, kontrollierten den Verkehr während der Durchsuchungen wir holten die Leute aus den Häusern, wir verhafteten sie.

Wohin habt Ihr die Verhafteten gebracht?

Zuerst in die AGA*. Wir kümmerten uns nicht um die Verhafteten. Ob sie sie freiliessen oder verurteilten, wir wußten nichts Ich weiß daß sie sie folterten. Das erste Mal als ich bei so einer Arbeit dabei war betraf es eine Frau. Es erschreckte mich sehr. Es war ein Mädchen von MIR* .

Wieso erschreckte es Sie?

Ich war noch nie bei so etwas dabei. Sie betrachteten mich als einen dummen Wächter. Sie mußte in die Toilette gehen und dort haben sie sie arg zugerichtet, ich sah sie dabei.

Was machten sie mit der Frau?

Sie schlossen sie an Elektrizität an und sie schrie. Sie machten eine Probe mit uns, um zu sehen, welche definitiv im Dienst bleiben konnten. **Woraus bestanden diese Proben?** Sie begannen uns nach und nach ins System einzubeziehen und schauten, wie wir es aushielten, wie wir reagierten. Ich reagierte scheinbar gut, da ich jetzt ja schon 10 Jahre dabei bin.

Welche Folterungen wurden angewandt?

Elektrizität, wir hängten sie auf, Schläge mit den Händen und Füssen.

Starben Leute.

Ja. Einen hängten sie an einer Dusche auf, und da sie vorher Elektrizität angewandt hatten, war es sehr durstig. Er öffnete mit dem Mund den Wasserhahn und trank Wasser. Dann kam eine Wache und stellte das Wasser wieder ab. Er öffnete es jedoch erneut, und wir ließen das Wasser eben laufen. Er muß einige Stunden mit dem über den Körper laufenden Wasser dort gehangen haben. In der Nacht starb er an einer plötzlichen Bronchopneumonie .

Was geschah mit José Weibel? Mitglied der politischen Kommission der KP!

Ich war bei seiner Verhaftung dabei. Wir holten ihn von einem Bus runter. Wir hatten ihn von seinem Haus aus verfolgt.

Was habt ihr mit ihm gemacht?

Er wurde verhört und von dort ging eine Equipe weg . Sie brachten ihn im Innern des Cajon del Maipo, eine Art Schlucht, um und stiessen ihn dann in den Fluß. Dort wurden auch andere Operationen gemacht, die von Bratti Cornejo zum Beispiel.

Wer war Bratti Cornejo?

Es war einer meiner Dienstkollegen. Erster Soldat der Luftwaffe. Sie brachten ihn im Cajon del Maipo um, zusammen mit einem kommunistischen Informanten.

Brachten sie beide um?

Ja, weil sie versuchten, den Dienst zu wechseln und zur DINAF zu gehen. In dieser Zeit bot die DINA bessere Löhne an, auch Autos, Häuser.

Erinnern Sie sich an die Details der Operation Bratti?

Damals wohnten wir im Haus in Bellavista, wir waren ungefähr acht Agenten. Adolfe Palma Ramirez suchte mich ca. um 10 Uhr nachts auf und sagte, es finde eine Operation statt. Wir gingen ins »Geschäft«, wie wir es nannten. Ich wußte nicht, worum es ging. Einem Wächter sagten sie, er solle das Paket bringen, so nannten sie die Verhafteten. In diesem Moment sah ich, daß sie mit Bratti reinkamen, in Ketten und mit verbundenen Augen.

Was geschah dann, als er in Ketten hereingeführt wurde?

Sie stellten ihm Fragen. Er stand unter Drogen. Dann befahlen sie der Wache, sie sollten ihn aus dem wohnzimmerähnlichen Raum, in dem wir uns befanden rausholen, und wir gingen zu den Autos. Wir fuhren zum Cajon del Maipo, es hat dort einige Klippen.

Lebte Bratti noch?

Er stand unter Drogen, aber er lebte. Sie stellten ihn gegenüber einem Felsen auf. Er wußte, daß sie ihn umbringen würden. Sie trieben ein makabres Spiel, sicher. Bratti sagte, er wolle ohne Augenbinde und ohne Ketten sterben. Er brach nicht zusammen. Palma wandte sich an mich und befahl mir, ihm die Ketten abzunehmen. Ich ängstigte mich, da ich meinte, alle anderen außer einem Agenten der Polizei seien Offiziere und daß ich vielleicht zusammen mit Bratti sterben würde. Sie waren ungefähr zehn Meter entfernt. Ich führte den Befehl aus, ging zu Palma zurück, und sie schickten mich zu den Autos. Als ich zu den Autos ging, hörte ich eine Salve. Als ich zurückkam, lagen Stricke am Boden, und er war schon tot. Sie sagten mir, ich solle ihn fesseln und Steine dran binden, dann warfen wir ihn über die Felswand hinunter.

Haben Sie nur Steine dran gebunden? Nicht mit Draht umwickelt?

Ich erinnere mich nicht. Tatsache ist, daß nachher gesagt wurde, wir hätten andere Sachen dranbinden sollen, weil die Leiche wenige Tage später im Kanal San Carlos auftauchte.

Sie sagten mir, Sie wüßten von einer Operation, bei der Gefangene aus einem Helikopter rausgeworfen wurden?

In dieser Zeit waren wir im Luftstützpunkt von Colina, wir arbeiteten mit vier weiteren Sicherheitsdiensten zusammen: mit dem SICAR*, der Marine, den Carbinieros und dem Heer. Ich weiss von einer einzigen Operation, aber es ist möglich, daß es noch weitere gab. Das war 1976, als die kommunistische Jugend bekämpft wurde.

Erzählen Sie mir alles.

Es kam ein Helikopter der FACH nach Colina, und sie holten um die 10-15 Personen raus.

Gingen die Gefangenen lebend aus dem Stützpunkt raus?

Ja, unter Drogeneinfluß. Sie gaben ihnen Tabletten, aber die waren scheinbar nicht sehr wirksam. Später warfen sie sie uns Meer, ich glaube gegenüber von San Antonio.

Was geschah mit ihnen, bevor man sie hinauswarf?

Sie sagen, sie hätten sie aufgemacht.

Was haben sie aufgemacht?

Den Magen, damit sie nicht auf dem Wasser trieben. Ich glaube, daß sie sie mit einem Haken öffneten, bevor sie sie ins Meer warfen.

Bei welchen anderen Operationen waren Sie dabei?

In Fuenteovejuna und Janequeo.

Was geschah bei diesen Operationen?

Man mußte diejenigen finden, die den militärischen Oberbefehlshaber von Santiago, Carol Urzua, umgebracht hatte. Uns riefen sie, als die Operation schon lief. Am Abend gingen wir zum Haus in Fuenteovejuna. Wir waren ungefähr 60 Agenten. Ein Jeep mit einem Maschinengewehr Kaliber 30 kam an. Einer des CNI* versammelte uns, ein Polizeioffizier und sagte: »Gut, keiner dieser Kerle lebend, alle tot«.

Wieviele Verdächtige waren es?

Drei. Wir waren ungefähr 60. Das Maschinengewehr fuhr aus und begann gegen das Haus zu schiessen, ungefähr eine Minute lang. Dann wurden sie über den Lautsprecher aufgerufen, sich zu ergeben, sie seien von Sicherheitskräften umstellt. Einer kam mit erhobenen Händen heraus, im Hinausgehen erschossen sie ihn mit einer Gewehrsalve.

Was geschah dann?

Die Untersuchungspolizei kam und nahm den Fall in ihre Hände. Sagen wir den legalen Teil. Dann gingen wir nach Janequeo. Als wir in Janequeo ankamen, erwarteten sie uns schon. Derselbe Jeep war an der Arbeit.

Wie viele Verdächtige waren es?

Zwei Personen und es gab ungefähr 40 Agenten, Leute von der CNI und von der Luftwaffe. Ich weiß, daß sie einen der Extremisten umbrachten, als er über einen Platz ging. Er war unbewaffnet, nachher erschien er in der Presse mit einer Waffe, aber diese hatte der CNI hingelegt. »José«, ein Argentinier, starb im Hinterhof des Hauses.

Gibt es keine weitere Operation, bei der Sie dabei waren?

Doch, eine Operation, für die uns die Polizei aufbot. Die Gruppe, in der ich drin bin, wir haben einen guten Ruf innerhalb der Arbeit gegen die Subversion. Wir wurden gerufen, um einige Durchsuchungen und Verhaftungen in Pudahuel durchzuführen .

Was für Befehle habt ihr erhalten?

Ihr müsst zu diesem Haus gehen und das sind die beiden Personen, die wir suchen. Sie waren in den Tod eines Polizisten verwickelt, glaub ich.

Entdeckten Sie etwas?

Keine Waffen. Nur Papiere, Propaganda, nichts Wichtiges.

Das Fernsehen zeigte aber Waffen. . .

Ich glaube, ungefähr die Hälfte des Viertels Pudahuel wurde durchkämmt. Alles wurde ins Polizeirevier von Santo Domingo gebracht. Alles sichergestellte Material lag auf dem Boden, aber Waffen waren keine da.

Was geschah im Polizeirevier?

Als wir im Polizeirevier von Santo Domingo ankamen, gab es dort mehr als 100 Verhaftete aus Pudahuel und einige aus Renca. Sie waren alle im Hinterhof des Polizeireviers gegen die Wand gestellt, mit verbundenen Augen und Kapuzen. Dann fuhr ein Fahrzeug mit polarisierten Fenstern in den Hof. Einen Gefangenen nach dem anderen stellten sie gegenüber dem Auto auf und zündeten die Lichter des Autos an. Sie nahmen ihnen die Kapuze ab und im Auto drin saß einer, der sie in Schuldige und Unschuldige einteilte. Dieser Mann war drei Tage vorher verhaftet worden.

Wußte Ihre Frau von Ihrer Arbeit? Sie weiß, daß ich im Sicherheitsdienst arbeite, aber die spezifischen Arbeiten kennt sie nicht.

Fragte sie nie?

Doch, aber ich sagte ihr, es handle sich zum institutionelle Arbeiten, die nichts mit der DINA oder dem CNI zu tun hätten.

Beschäftigte es ihre Frau?

Ja, sehr. Meine Frau merkte es langsam und nach der Operation von Fuenteovejuna wußte sie es sicher. Als ich nach Hause kam, war meine Hose voller Blut, und sie hatte die Nachrichten gehört. Sie fragte mich, ob ich an diesem Ort gearbeitet hatte und ich mußte ja sagen. Da sie sehr verschlossen ist, sagte sie nichts.

Waren Sie einmal nervenkrank?

Ja, ich war in Behandlung, es gibt verschiedene Fälle, viele sind im Spital.

Wo werden sie interniert?

In der Klinik Nunoa. Es existiert ein Vertrag mit dieser Klinik. Ich wurde von einem Psychiater behandelt.

Fragte er sie die gleichen Sachen?

Nein, da er der Dienstarzt ist. Ich bat um medizinische Hilfe, weil ich sehr angespannt war, nervös. Ich sprach mit einem Psychologen, und dieser schickte mich eine Elektroenzephalographie machen. Dann gab er mir mehrere Termine, um mit ihm zu sprechen. Ich mußte Würfel aufbauen etc. Dann beschlossen sie, daß meine Probleme ökonomischer Natur seien.

Aber Sie sind jetzt schon 10 Jahre lang Sicherheitsagent? Glauben Sie nicht, daß sie von all den Kugeln, die sie verschossen haben...

Es ist möglich, da ich bei verschiedenen Schiessereien dabei war. Es ist sehr wahrscheinlich...

Haben Sie gefoltert?

Ja.

Wie verhalten Sie sich als Vater?

Ich bin ein schlechter Vater.

Warum? Schlagen Sie ihre Kinder?

Nein, aber ich spielte selten mir ihnen.

Konnten Sie die Arbeit nie verweigern?

Ich war 18 Jahre alt und wollte es wissen. Ich war vorher nie mit Gefangenen zusammen und ich wollte sie sehen. Ich kann Ihnen sagen, daß es in den Geheimdiensten junge Leute gibt, die wie ich reinkamen. Sie sind so in der Gewalt drin, daß sie jetzt ohne Gewalt nicht leben können.

Was geschieht, wenn sie arbeitslos werden?

Darum gibt es viele Straftaten. Polizisten, die Benzintankstellen überfallen haben. Ich weiß nicht, aber ich glaube nach so etwas ist es schwierig, in eine Welt mit Gesetzen zurückzukehren .

Dachten Sie, Sie seien außerhalb des Gesetzes?

Ich dachte immer, ich sei außerhalb des Gesetzes.

Was hätten Sie gerne aus Ihrem Leben gemacht?

Ich weiß es nicht. Das überlegte ich mir nie.

Erinnern Sie sich daran, was Sie machen wollten, als Sie jung waren?

Es erscheint Ihnen vielleicht ironisch: Polizist oder Detektiv.

---

*Verzeichnis der Abkürzungen:

FACH (Fuerza Acrea de Chilc); Luftwaffe Chiles

AGA (Academia de guerra de la fuerza aerea); Kriegsakademie der Luftwaffe

MIR (Movimiento de izquierda revolucionaria) Bewegung der revolutionären chilenischen Linken

DINA (Departemento de inteligencia nacional): Geheimpolizei

CNI (Central nacional de información): nationale Informationszentrale. Geheimpolizei, ehemals DINA.

Konkret 03/85, S. 24

Bernd Sauerwein

Die Garnitur der Zerstörung

Naturschutz klingt voll gut, echt ökologisch. Deshalb wollen sich die Ministerpräsidenten mit dem Plan, zwei bis drei Prozent ihrer Länderflächen unter Naturschutz zu stellen, schön grün herausputzen. Wer merkt schon auf den ersten Blick, daß sie damit 97 oder 98 Prozent der Landschaft der Zerstörung überlassen. Wem nützt das eingezäunte, von Gartenarchitekten angelegte Feuchtbiotop in der Giftwüste?

Keiner soll sagen, die staatliche Bürokratie halte mit der Umweltzerstörung nicht schritt: Hochglanzbroschüren berichten von den Erfolgen der Umweltpolitik; rote Listen vom Aussterben bedrohter Tier- und Pflanzenarten werden erstellt und regelmäßig aktualisiert, das heißt: verlängert; der Artenrückgang wird dokumentiert; die Bundesländer tragen eine Art Wettbewerb aus, wer die meisten und größten Naturschutzgebiete hat.

Den Naturschutzverbänden ist das noch zu wenig. Sie wollen zehn Prozent der BRD-Fläche unter Naturschutz stellen, und der »Bund Naturschutz in Bayern« möchte rote Listen bedrohter Naturschutzgebiete anlegen. Was soll da geschützt werden? Was ist das eigentlich für eine »Natur«?

Die Landschaft, wie sie sich heute überall, in Duisburg oder im Allgäu, zeigt, ist von Menschen gemacht. Ohne die menschlichen Eingriffe der Vergangenheit würde in Mitteleuropa – bis auf einige Moore und die Hochalpen – Wald wachsen. Durch seine (zunächst landwirtschaftliche) Produktion veränderte der Mensch die Umwelt. Es wanderten Tiere und Pflanzen nach Mitteleuropa ein, deren Existenz hier an eine bestimmte Wirtschaftsweise des Menschen gebunden ist. Ändert sich diese oder unterbleibt sie, so sterben die von ihr abhängigen Tiere und Pflanzen aus. Deshalb wundert es nicht, wenn die meisten der vom Aussterben bedrohten Arten an Wirtschaftsweisen (z.B. extensive Landwirtschaft) gebunden sind, die heute nur noch in abgelegenen Gebieten betrieben werden.

Ein Beispiel: Die von Naturschützern so umschwärmten orchideenreichen Magerrasen sind das Produkt jahrhundertelanger Schafbeweidung. Es bildete sich eine besonders artenreiche Pflanzengesellschaft aus, die jedoch verschwindet, wenn die Beweidung eingestellt wird. Sträucher, die bisher von den Schafen verbissen wurden, wachsen auf. Nach 30, 50 oder 100 Jahren folgt der Wald.

Die Intensivierung der Landwirtschaft ließ Heiden, Magerrasen, Streuwiesen u.ä. verschwinden. Die politisch geförderte Zentralisierung und Intensivierung der Agrarproduktion, vor allem die Chemisierung, hat zur Folge, daß die bewirtschafteten Flächen vollständig nivelliert werden und nur wenigen Allerweltsarten Lebensraum bieten.

Doch gesellschaftliche und wirtschaftliche Prozesse kümmern vor allem offiziell bestellte Naturschützer nicht. Sie stürzen sich auf die Überbleibsel historischer Produktionsweisen und erklären sie zu Naturschutzgebieten, damit die von ihnen so geliebten floristischen und faunistischen Raritäten erhalten bleiben. Daß das nur gelingen könnte, wenn die frühere Nutzung der Flächen wieder aufgenommen würde, bedenken sie nicht.

In Pflegeplänen wird festgelegt, wie in einem Naturschutzgebiet 'Natur' gepflegt werden muß, um als solche zu ent- uni zu bestehen. Mit quasi gärtnerischen Mitteln wird die ehemalige Nutzung imitiert. Die Erfolge sind minimal. Meist ist die ehemalige Wirtschaftsweise nur ungenügend bekannt und daher schwer zu imitieren. Die Art der Pflege und mit ihr das Erscheinungsbild und das Arteninventar des Gebietes kann zudem beliebig nach 'ökologischer Mode' oder mit dem Amtsleiter wechseln. Was entsteht, sind Parks historischer Landschaftsbilder.

Mit Blick auf Raritäten greifen Naturschützer auf groteske 'Pflegemethoden' zurück: In der Lüneburger Heide wurden die bei nachlassender Schafbeweidung eingewanderten Birken mit Herbiziden bekämpft. Die Bäume störten das aus Hermann Löns Erzählungen überlieferte Bild der Heidelandschaft.

Ungeachtet der Mißerfolge der 'Naturpflege' wagen Naturschützer, unterstützt von geschäftstüchtigen Biologen und Landschaftsarchitekten, Größeres. Sie versuchen, Natur herzustellen: Natur aus zweiter Hand.

'Biotope' werden in angeblich monotonen Landschaften zu deren Bereicherung aus dem bzw. in den Boden gestampft. Dabei arbeiten Naturschutzverbände mit Behörden und Tiefbauunternehmen zusammen. Die Behörden entwerfen einen Plan, wie an einer angeblich öden, für andere Nutzungen freilich ungeeigneten Stelle ein 'Kleinod der Natur' geschöpft werden kann. Die Naturschützer arbeiten, erfreut über das 'Entgegenkommen' der Planungsbehörden, kostenlos an der 'Naturbaustelle'. Tiefbauunternehmen nutzen die Chance, ihr Image zu verbessern und stellen die Maschinen. Mit Baggern und Bulldozern – Symbole der Zerstörung von Städten und Landschaften – wird 'Natur' erstellt. Der Boden wird zu Hügelchen, Tälchen und Teichchen geformt, seltene Pflanzen werden kunstvoll angepflanzt. Diese Denkmale der Gartenkunst sollen das vorindustrielle, durch extensive Landwirtschaft geprägte Landschaftsbild widerspiegeln.

Um ihre Ziele zu erreichen, bedienen sich Naturschutzverbände bedenkenlos staatlicher Macht. Bei Flurbereinigungsverfahren z.B. fallen immer wieder ein paar Quadratmeter Naturschutzfläche ab. Ziel der Flurbereiniger

ist jedoch die Anpassung der Besitzverteilung an die staatliche Agrar- und Infrastrukturpolitik. Sie dient der Realisierung einer Politik, die Naturschutz erst auf den Plan ruft.

In der Garnierung dieser Politik mit Feldholzinseln und Feuchtbiotopen sehen viele Naturschützer ein Entgegenkommen der Behörden. Sie, professionell unterstützt von Biologen und Landschaftsarchitekten, liefern bereitwillig Rezepte für den Ausgleich von sogenannten Landschaftsschäden. Der Gipfel der Anbiederung findet sich in den Ausgleichs-Wäldern und Ausgleichs-Biotopen zum 'Ausgleich' ökologischer Folgen industrieller Großprojekte, wie z.B. Startbahn 18 West oder Schnellbahntrasse Würzburg-Hamburg.

Nur: die Folgen unserer Eingriffe in das Ökosystem können nicht durch das Anlegen von Biotopen und Naturschutzgebieten ausgeglichen werden. Bisher nicht bekannte Umwelteinflüsse, wie industrielle Immissionen, werden bis in die hintersten Winkel der Provinz verweht. Die großräumige, gleichmäßige Umweltbelastung, die Konzentration des Besitzes und die damit verbundene Vereinheitlichung der Nutzung nivellieren die Standortunterschiede. Die intensive Düngung glich die Nährstoffgehalte der Äcker und Wiesen an. Entsprechend einheitlich und artenarm wurden ihre Wildkrautfluren.

Die Umweltnivellierung en gros interessiert die Naturschützer wenig. Sie sorgen sich um das Wohl 'ihrer' regionalen Raritäten. Das wäre an sich nicht so schlimm. Doch leider wird diese emotionale Naturliebe Einzelner Grundlage staatlicher Naturschutzpolitik. Denn sie läßt sich bestens vermarkten.

Das hessische Naturschutzministerium hält 14 Prozent des Landes Hessen für schutzwürdig. Die Mitteilung impliziert, daß die restlichen 86 Prozent Hessens schutzunwürdig sind. Sie können weiterhin bedenkenlos ge- bzw. verbraucht werden. Für die 14 Prozent wird selbstverständlich ein 'unverzügliches Schutz- und Sicherungsprogramm' angeordnet. Die Freiheiten industrieller Emittenten werden dabei nicht beschnitten. Das Programm bedeutet nur, daß die Anwohner die geschützten Gebiete nicht wie bisher benutzen dürfen.

Zwar tragen Anwohner, die Teekräuter sammeln und Blumensträuße pflücken, zum Artenrückgang wenig bei. Aber gerade solche einzelnen 'Naturfrevler' werden von den angepaßten Naturschutzverbänden und -behörden bekämpft. Parolen wie »Blumen: Ansehen immer. Abpflücken nie!« sollen von den wahren Ursachen ablenken.

Teilweise wird die 'Natur' in solchen Gebieten eingezäunt. Von der 'Natur' ausgesperrt, bleiben die Menschen lediglich ihre Zaungäste. Nutznießer solcher Natureinsperrungspraktiken sind ausschließlich Kenner und Liebhaber seltener Lebewesen. Nur sie haben die Erlaubnis, die Zäune zu übertreten. Was nützt jedoch Spaziergängern und Wanderern eine blumenreiche Wiese, etwa mit Orchideen, wenn sie sie nicht betreten dürfen? Es entsteht ein Freilichtmuseum; die Naturschützer fungieren als Wärter: Natur! – Bitte nicht berühren!

Von Umweltverschmutzung direkt Betroffenen nützt es reichlich wenig, wenn sie erfahren, daß irgendwo mit immens viel Aufwand eine sehr seltene Art in einem Naturschutzgebiet geschützt wird, während sie z.B., von Straßenlärm gestört, schlecht schlafen können oder ihre Wäsche beim Trocknen im Freien rußig wird! Statt ihre direkte Alltagsumwelt zu schützen, werden Relikte und Raritäten für Floren- und Faunenfreunde, Biologieprofessoren und deren Studenten konserviert. Dabei schüfe eine Verbesserung der Alltagssituation gleichzeitig vielfältige Lebensräume für Tiere und Pflanzen. Und für Menschen.

Mit Hilfe der Naturwissenschaften wollen die Naturschutzverbände – politisch neutral – einzelne Naturelemente erhalten. Der enge Zusammenhang zwischen Umwelt und Produktionsweise, der Form der Naturaneignung des Menschen, entzieht sich ihrem Denken. Er ist auch nicht mehr direkt erkennbar. In der auf Städte konzentrierten, industriellen Produktion wird Natur als zu bearbeitende und zu verbrauchende Materie oder als Freizeitkulisse erfahren. Die Kulisse versuchen Naturschützer so angenehm wie möglich zu gestalten. Dabei akzeptieren sie die industrielle Entwicklung und schminken deren Gesicht. Naturschutzgebiete sind das Bio-Rouge der Industrielandschaft.

Den Raubbau, der an den naturbürtigen Produktionsgrundlagen begangen wird, unterziehen die Naturschutzverbände keiner Kritik. Konzerne wie auch staatliche Betriebe sind dabei, die Natur unter sich aufzuteilen. Zum Zweck des täglichen Profits werden Naturressourcen verbraucht und entwertet. Umweltschutzgesetze dienen lediglich dazu, diesen Raubbau zu organisieren.

So schützt das Immissionsschutzgesetz zuerst die Immissionen! Es sorgt dafür, daß die Produzenten entsprechend ihren ökonomischen Bedürfnissen emittieren können. Sie verdienen an ihren Produkten, während die Folgelasten der Produktion, z.B. Pseudo-Krupp, auf die Bevölkerung verteilt werden. Aber nicht etwa 'gerecht' und 'gleichmäßig': In den Stadtteilen mit der miesesten Luft wohnt die sozial niedrigste Bevölkerungsschicht. Nur wer genügend Geld hat, kann sich ein 'Haus im Grünen', vielleicht sogar in einem Landschaftsschutzgebiet leisten.

Auf ehemals frei verfügbare Landschaftsteile erheben einzelne Personen und Konzerne, aber auch die staatliche Administration Nutzungs- und Vermarktungsansprüche. Menschen, die früher diese Gebiete kostenlos nutzten, müssen nun dafür zahlen. Sind die Flüsse verschmutzt (die Industrie hat sie sich als Abwässerkanäle angeeignet), die Seestrände in

Privatbesitz und die Baggerseen unter Naturschutz (administrativ belegt), muß man in Freibädern Eintritt zahlen, um zu schwimmen.

Gerade in der Ökonomisierung der Natur sehen die Naturschutzverbände ihre Chance. Sie versuchen, schutzwürdige Gebiete aufzukaufen und ökonomisch bedingte Probleme auf ökonomische Weise zu lösen. Es wird zu einer Frage des Geldes, ob an einer Stelle ein Naturschutzgebiet oder eine Industrieanlage errichtet wird, nur: die Industrie ist zahlungskräftiger. Die Naturschützer verfallen dem gleichen Fehler wie Teile der Gewerkschaften; anstatt das die Mißstände produzierende System zu bekämpfen, wollen sie an ihm partizipieren. Sie wollen einen Teil des zur Verteilung stehenden Kuchens 'Natur' abbekommen.

Das Konservieren ehemaliger Naturzustände täuscht über den sich vollziehenden Landschaftswandel hinweg. In Naturschutzgebieten wird Natur als beständig und beliebig reorganisierbar dargestellt. Diese punktuell vorzeigbare statische Natur dient als Beweis der Menschlichkeit unserer Produktion. Die Menschlichkeit einer Produktionsweise zeigt sich jedoch nicht in einem statischen Verhältnis zur Natur, sondern in einer dynamischen Beziehung zu ihr. Auf der Fiktion der immerwährenden Natur basieren Wirtschafts- und Gesellschaftstheorien, die die Beständigkeit unseres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems zu beweisen glauben. Krisen der 'sozialen Marktwirtschaft' seien ebenso wie Krisen in der Natur mit genügend Wissen und technischem Geschick zu überwinden. Die Kosten dieser Illusion sind sozialisiert.

Naturschutzverbände und Naturschutzbehörden können die Dynamik in der menschlichen Beziehung zur Natur nicht sehen, müßten sie doch gleichzeitig die naturbedingte Legitimation dieses Gesellschaftssystems in Frage stellen. Sie versuchen durch Anlegen und Gestalten von 'Natur' diese zu fixieren, sie ihrer Ideologie anzupassen. Dabei unterstützen sie die Produktionsweise, deren Auswirkungen sie bekämpfen wollen

Konkret 03/85, S. 28

Georg Fobbe

Eine perverse Logik

Was Smog ist bestimmen die Verordnungsblätter. Smog-Alarm entsteht neuerdings durch neue Definitionen von Smog. Die Luftverschmutzung aber dauert schon seit Ewigkeiten an, und sie wird nicht dadurch gemindert, daß man die Alarm-Werte runtersetzt. Kokereien verpesten die Luft im Ruhrgebiet. Sie könnten sauberer arbeiten, wenn man die Wärme auch nutzen wollte. Das aber will man nicht. Also stinkt es weiter zum Himmel.

Was tut der verantwortungsbewußte Bürger, wenn er die Umwelt schützen will: er fängt zunächst bei sich selber an. Etwa indem er Energie spart. Das nützt der Umwelt, denn wenn das viele täten, würden nicht mehr so viele Kraftwerke gebraucht. Denkt sich der Bürger. Und dreht die Heizung runter. Das hätte er möglicherweise nicht tun sollen, denn bei den Krupp-Stahlwerken in Duisburg Rheinhausen hat ein Dr. Pöttgen ganz andere Probleme mit der Energie. Dort wird ein umweltschonendes Trockenkühlverfahren für die Kokerei nicht angewandt, weil »noch keine wirtschaftlich sinnvolle Nutzung der entstehenden Wärme gefunden« worden ist. Während sich die Öffentlichkeit berechtigterweise über die Inbetriebnahme einer Dreckschleuder wie Buschhaus erregte, spielt sich im Ruhrgebiet weitgehend unbemerkt ein viel größerer und alltäglicher Umweltskandal ab. Die rückgewinnbare Abwärme allein aus den Kokereien des Ruhrgebietes entspricht der elektrischen Leistung von mehr als drei Kraftwerken der Größe von Buschhaus. Sie reichte aus, um in einem überregionalen Fernwärmenetz quer durch das ganze Ruhrgebiet 76 Prozent des Wärmebedarfs zu decken und gleichzeitig die ohnehin große Luftverschmutzung des Ruhrgebietes drastisch zu mindern.

Der Regierungspräsident in Düsseldorf hat der Krupp-Stahl AG die Genehmigung der geplanten Kokereierweiterung um 120 Prozent auf dem Werksgelände in Duisburg-Rheinhausen in Aussicht gestellt. Nach dem jetzt vorliegenden rechtsgültigen Vorbescheid, gegen den kein Widerspruch mehr möglich ist, kann Krupp die Kokerei auch ohne die von Umweltschützern geforderte Kokstrockenkühlung in Betrieb nehmen.

Die Krupp-Stahl AG plant die Selbstversorgung ihrer Hüttenwerke durch die eigene Kokerei in Duisburg. Ein Teil der benötigten Kohle wurde bislang von der Ruhrkohle AG geliefert. Die Kapazität der alten Kokerei soll dazu von 0,57 Mio. Tonnen auf 1,36 Mio. Tonnen pro Jahr mehr als verdoppelt werden.

Kokereien sind große Umweltverpester. Aus vielen diffusen Quellen und aus undichten Stellen der Koksofenbatterien treten alle möglichen Stoffe aus: Staub, Schwefeldioxid, Kohlenmonoxid, Benzol, Aromanten, Cyanwasserstoff und vor allem entstehen bei der Naßlöschung große Mengen Schwefelwasserstoff. Er ist die Ursache für den typischen Gestank nach faulen Eiern in der Umgebung der Kokereien.

Gerade weil die Emissionen aus allen möglichen Quellen und nicht nur aus hohen Kaminen austreten, sind vor allem die Arbeiter in den Kokereien besonders gefährdet. Nicht viel weniger belastet und gefährdet sind die unmittelbaren Anwohner, meistens auch gleichzeitig die Werksangehörigen .

Der Krebsatlas belegt, daß hier besonders häufig Lungenkrebs auftritt. Eine neue wissenschaftliche Untersuchung in Duisburg beweist den Zusammenhang von erhöhter Luftverschmutzung und vermehrtem Auftreten des gefürchteten Pseudo-Croup bei Kleinkindern. Im Luftreinhalteplan West steht es amtlich: Für dieses Belastungsgebiet ergeben sich: *»Immissionsgrenzüberschreitungen in unterschiedlichem Ausmaß für Schwefeldioxid, Staubniederschlag, Fluorverbindungen, organische Gase und Dämpfe, Schwefelwasserstoff und Blei«*

In Kokereien wird aus Kohle Koks hergestellt, der heute fast ausschließlich für die Eisen- und Stahlerzeugung gebraucht wird. Dazu wird Kohle unter Luftabschluß bei Temperaturen von über 1000 Grad/C erhitzt. Dabei entweichen die flüchtigen Bestandteile der Kohle (bis zu 40 Prozent). Sie bilden das Koksofengas, aus dem Kohlenwertstoffe gewonnen werden und das zur Energieerzeugung, meistens für die Beheizung der Koksöfen selber, genutzt wird. Zurück bleibt der feste Bestandteil Koks. Der größte Anteil der für die Verkokung aufgebrachten Wärme verbleibt im Koks. Durchweg üblich in deutschen Kokereien ist anschließend die Naßkühlung ohne Wärmerückgewinnung. Nach dem Ausdrücken aus der Ofenkammer wird der Koks mit dem Löschwagen zum Löschturm gefahren. Dort wird der glühende Koks mit großen Mengen Wasser gelöscht. Bei diesem Löschvorgang verbindet sich der Schwefel in der Kohle (etwa ein Prozent) mit dem Wasserstoff des Wassers zu Schwefelwasserstoff. Auch alle anderen dabei entstehenden Dämpfe und Gasen entweichen frei in die Atmosphäre.

Ebenso verpufft mit dem Wasserdampf die in dem Koks enthaltene Wärme ungenutzt in die Luft. Die potentiell nutzbaren Energiemengen, die dabei verloren gehen sind beträchtlich. Allein für die Kokereien des Ruhrgebietes, in denen 73 Prozent des Kokses der Bundesrepublik bzw. 32 Prozent der EG produziert werden, entspricht die verlorengegangene Abwärme einer elektrischen Leistung von rund 1.200 Megawatt. Dies ist die Leistung eines großen Atomkraftwerkes. Dabei handelt es sich nicht um Abwärmemengen im herkömmlichen Sinn. Da sie im Temperaturbereich von etwa 500 Grad/C anfallen, stellen sie quantitativ wie qualitativ ein nutzbares Energiepotential dar.

Mit der Kokstrockenkühlung können zweierlei erreicht werden: Energienutzung und Minderung der Schadstoffemissionen. Bei der Kokstrockenkühlung wird der Koks in einem geschlossenen Kreislauf mit Gas gekühlt. Das Gas nimmt die Wärme des Kokses auf und gibt sie in einem Wärmetauscher wieder ab. Schwefelwasserstoff entsteht erst gar nicht.

Nach einer Studie über die rationelle Energieverwendung und -nutzung im Kokereiwesen können 88 Prozent der Wärme im Koks über eine Kokstrockenkühlanlage genutzt werden. Im Ruhrgebiet, in dem über 2/3 aller Kokereien der Bundesrepublik stehen, könnte mit dieser Wärme rund 40 Prozent des gesamten Wärmeverbrauchs gedeckt werden. Die rückgewinnbare Wärmemenge einer einzelnen Anlage in der Größenordnung, wie Krupp sie baut, entspricht dem Wärmebedarf für Warmwasserzubereitung und Raumheizung einer Stadt mit ca. 100.000 Einwohnern.

In einem möglichen Fernwärmenetz von Duisburg bis Dortmund, quer durch das ganze Ruhrgebiet, könnte mit dieser Abwärme 76 Prozent des Bedarfs gedeckt werden. Diese Deckung des Bedarfs an Fernwärme erfolgte dann nicht nur mit bisher ungenutzter Wärme, sondern auch letztlich überwiegend durch die heimische Kohle. Was für die Kokereien Versorgungssicherheit bedeutete, brächte den Beschäftigten im Ruhrbergbau Sicherung der Arbeitsplätze.

Warum wollen Krupp und auch die anderen Kokerei-Betreiber dieses umweltschonende, energiesparende und produktivitätssteigernde Verfahren nicht? Zum einen sind die Investitionskosten höher als bei Naßverfahren. Doch der Haken an allen Rechnungen scheint der Erlös aus dem Prozeßdampf zu sein. So jedenfalls begründet Krupp die Ablehnung der Trockenkühlanlage. Dr. Pöttgen, zuständig für die Energiewirtschaft bei Krupp: *»Grundsätzlich stehen wir der Trockenkühlung positiv gegenüber. Aber unsere Turbinen reichen nicht aus, um all die dann abfallende Energie zu verstromen und in das Fernwärmenetz einzuspeisen. Außerdem wäre diese Fernwärme im Vergleich zur jetzigen zu teuer. Kurzum: Wir haben noch keine wirtschaftlich sinnvolle Nutzung der entstehenden Wärme gefunden.«*

Neben der Verwendung für Raumheizung, Warmwasserbereitung und Stromerzeugung gibt es ein breites Spektrum für die Verwendung der Kokereiabwärme als Prozeßwärme. Die Einsatzmöglichkeiten reichen von der Lebensmittelindustrie über die Papierherstellung bis zur Chemischen Industrie. Auch wenn Prozeßwärme im Temperaturbereich, wie sie bei einer Kokstrockenkühlanlage anfällt, nur über etwa fünf Kilometer ohne große Verluste transportiert werden kann, so bieten sich gerade in einem Industrieballungsraum wie dem Ruhrgebiet große Möglichkeiten. Keine fünf Kilometer von Krupp liegt beispielsweise der Chemie-Riese Bayer-Uerdingen.

Von anderen denkbaren Möglichkeiten wäre schon durch die Interessengemeinschaft Kohle/Stahl eine energiewirtschaftliche Kooperation zwischen Großkokerei und gemischtem Hüttenbetrieb sinnvoll. Ein solches gemischtes Hüttenwerk durchschnittlicher Größe, das in der Regel aus Hochofen-Stahl-Walzwerk-Betrieben besteht, und die Preß- und Schmiedebetriebe mit zugehörigen Hilfs- und Nebenbetrieben einschließt, kann nahezu den gesamten benötigten Strom aus einer entsprechenden Kokerei beziehen.

In einer Studie über die Energienutzung von Kokereien wird am Beispiel der Duisburger Kupferhütte vorgerechnet, wie sich der Energiebedarf eines Industriebetriebes der Branchen Nicht-Eisenmetalle im Verbund mit einer Kokerei mit Trockenkühlanlage senken ließe. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, daß die Kupferhütte jährlich rund 29.000 Tonnen Heizöl einsparen könnte! Seit dem I . April 1983 ist der Nicht-Eisenbereich der Duisburger Kupferhütte dichtgemacht worden. Insgesamt 2500 Beschäftigte haben im Zuge der Stillegung dieses Bereichs ihren Arbeitsplatz verloren. Einer der Gründe für die Schließung: Die Energiekosten waren sehr hoch.

In Duisburg führt der Leiter der Städtischen Kinderkliniken, Prof. Haupt, seit einigen Jahren eine Untersuchung über den Zusammenhang von Luftverschmutzung und dem Auftreten von Pseudo-Croup durch. Ein Zusammenhang ist mittlerweile eindeutig erwiesen. Aus der kartographischen Auflistung der Croup-Fälle geht unter anderem hervor, daß in Duisburg-Rheinhausen, dem Standort des Krupp Stahlwerks mit seiner bis jetzt noch nicht erweiterten Kokerei ein besonderer Schwerpunkt der Croup-Häufigkeit liegt. Die mittlerweile eingebürgerte Schreibweise »Kruppscher Husten« für die heimtückische Kinderkrankheit gewinnt makabre Berechtigung.

Konkret 03/85, S. 30

Christiane Grefe

Tief durchatmen? Bloß nicht!

Fünf Fragen an einen Kinderarzt über Pseudo-Krupp und Allergien

Wer kranke Kinder durch hohe Umweltbelastungen hat, der soll einfach umziehen. In gesündere Gegenden. Das empfiehlt der niedersächsische Ministerpräsident Albrecht. Wo die gesunden Gegenden sind, weiß allerdings niemand. Christiane Grefe stellte dem Essener Kinderarzt Dr. Mersmann, der durch seine Pseudo-Krupp-Untersuchungen bekannt geworden ist, fünf Fragen über den Zusammenhang zwischen Pseudo-Krupp, Allergien und Umweltverschmutzung. Die Fragen sind einem Gespräch entnommen, das in voller Länge in einem Band enthalten ist, der in diesem Frühjahr unter dem Titel »Allergien – Leiden an der Umwelt« im Konkret Literatur Verlag erscheint.

1. Dr. Mersmann, Sie haben in den vergangenen Jahren mit Ihren Untersuchungen über Pseudo-Krupp bei Kleinkindern eine hitzige und kontroverse Diskussion ausgelöst. Auch bei der Allergie wird ein Zusammenhang zwischen der Zunahme allergischer Erkrankungen und der Umweltverschmutzung vermutet. Gibt es einen Zusammenhang zwischen Pseudo-Krupp und Allergie bei Kindern?

Bei Kindern ist das Immun- und Abwehrsystem noch nicht ausgestaltet. Das ist mit ein Grund, warum Kinder als »Risikogruppe« bezeichnet werden und warum ein Kinderarzt vor allem damit beschäftigt ist, von morgens bis abends Infektionen auseinanderzusortieren. Der Pseudo-Krupp galt bisher als Folge einer Infektion bei dafür besonders anfälligen Kindern. Mir war aufgefallen, daß sich immer zur gleichen Zeit, Freitag abends, Pseudo-Krupp-Anfälle und Asthma im Kindesalter häuften. Der größte Teil dieser Kinder war aber ohne erkennbare Infektionszeichen, und es gab auch keinen Kontakt der Kinder untereinander. Ihnen gemeinsam war nur die Wohnlage. Ich vermutete, daß unbekannte Reizstoffe über die Atemluft an die Kinder herangekommen war.

Jetzt, vier Jahre später, wissen wir, daß beide Erkrankungen immer dann vermehrt auftreten, wenn die Luftschadstoffkonzentrationen (gemessen an S02, Staub und Fluor) hoch sind. Beim Asthma kennt man schon lange allergische Auslösemechanismen, beim Krupp-Syndrom unterscheiden die Amerikaner bereits den häufig wiederkehrenden, allergoiden Krupp und den spasmoiden Krupp. Zach in Graz hat jüngst Kinder mit häufig wieder auftretendem Pseudo-Krupp Histamin inhalieren lasen; Histamine sind die letzten aktivierenden Mittlerstoffe in der allergischen Reaktionskette – sie sind also ein deutliches Parameter für das Vorhandensein einer Allergie. Es hat sich gezeigt, daß die getesteten Pseudo-Krupp-Kinder genauso reagierten wie allergische Asthmatiker. Außerdem hat er festgestellt, daß die Immundefekte bei Pseudo-Krupp-Kindern und Asthmatikern die gleichen sind.

Auch wenn der Zusammenhang noch sehr umstritten ist, scheint es aber doch eine allergische Komponente beim Pseudo-Krupp zu geben. Eigene Beobachtungen bestätigen, daß rezidive (rezidiv: immer wiederkehrend) Pseudo-Krupp-Kinder häufig später Asthmatiker und überproportional Träger von Hautallergien sind. Der allergische Bestandteil scheint also beim Krupp der wissenschaftliche Knotenpunkt zu sein, an dem man weiterarbeiten müßte.

2. Wenn Sie der Meinung – sind, daß eine erhöhte Schadstoffbelastung zu mehr Allergien führt – wie erklären Sie das medizinisch?

Geklärt ist der Zusammenhang zwischen Schadstoffbelastung und Allergiezunahme nicht, und es gibt unendlich viele gegensätzliche Theorien. Doch man bedenke, daß nach einer US-Untersuchung in der Atemluft mehr als 10 000 Schadstoffe herumschwirren, daß bei uns aber wesentlich höhere Schadstoffgrenzwerte zugelassen sind als in den USA. Der Mensch wird also ununterbrochen durch sehr viele Luft-Allergene belastet; diejenigen in anderen Lebensbereichen kommen da noch hinzu.

Der menschliche Körper muß pausenlos eingedrungene Allergene erkennen und abwehren. Es ist vorstellbar, daß die Abwehrkapazitäten müde und überstrapaziert werden und plötzlich dann überschießend reagieren. Und genau das ist ja eine Allergie: eine überschießende Abwehrreaktion. In gewisser Weise ist also in jedem Menschen die Allergie vorgeformt. Ob man Allergiker wird oder nicht, wäre somit eine Frage der persönlichen Kondition seines Abwehrsystems oder, negativ ausgedrückt, wie empfindlich er ist.

Ein Beispiel, wie die Empfindlichkeit gesteigert werden könnte, bietet der bekannteste Luftschadstoff, das Schwefeldioxid (S02). Hiervon läßt man Jahr für Jahr 3,5 Tonnen auf die Bevölkerung herabfallen. S02 verwandelt sich bei Kontakt mit der feuchten Schleimhaut oder in der feuchten Luft in Sulfat, in schwefelige Säure und in Schwefelsäure. Jedermann weiß: Schwefelsäure ätzt. Kommt diese schwefelige Säure auf die Schleimhaut der Atemwege, dann gibt es kleine Geschwüre. Die Bronchialflimmerhärchen (Zilien), die eingeatmete Partikel wie auf einer Kornfeldwoge aus den Bronchien hinaus in den Rachenraum flimmern, werden durch die Verätzung geschädigt. Wir wissen aber auch, daß S02 in hohen Konzentrationen das ATP hemmt. ATP ist der Energielieferant unseres Körpers und – so wie Strom ein elektrisches Gerät antreibt – der Antriebsmechanismus der Flimmerhärchen. Fällt dieser Strom aus, dann bleiben die Zilien stehen, und

eingedrungene Allergene haben länger Kontakt oder können bei völligem Ausfall der Zilien nicht entfernt werden. Über die Geschwüre können sie direkt in den Körper gelangen.

Durch das S02 werden somit die dem Immunsystem vorgeschalteten Abwehrmechanismen geschädigt. Die Bronchialreinigung fällt aus, damit auch eine Art Vorsortierung der Allergene – und jetzt reichen die Abwehrmatrizen nicht mehr aus, um jedem Eindringling nachzugehen, der durch die schadstoffbedingten Geschwüre in der Schleimhaut einen direkten Zugang zum Immunsystem haben kann. Die Abwehrkette bricht insbesondere ein, weil durch die offenen Schleimhäute rascher Infektionen angehen, die bekanntermaßen das Entstehen von Allergien, also die Sensibilisierung, weiter begünstigen.

3. Sie sagen, Allergien haben stark zugenommen. Was beobachten Sie in Ihrer Kinderarztpraxis?

Erstens das periodische Auftreten von Pseudo-Krupp, zweitens das vermehrte Auftreten von Asthma im Kindesalter, drittens langwierigen, quälenden Husten, bei dem oft keine sicheren Infektionszeichen nachweisbar sind, der über Wochen anhält, sich allen Behandlungsversuchen entzieht und dann plötzlich verschwindet. Viertens Hautausschläge, besser: ekzematöse Hautaufbrüche, besonders an Stellen, die ständig der Luft ausgesetzt sind. Weiter fallen auf: Bindehautreizungen, Fließschnupfen und Schwellungen der Hals-, Nasen- und Ohrenregionen. Seltener sind Durchfallerkrankungen und Nahrungsmittelallergien. Letztere scheinen aber zuzunehmen. Inwieweit es sich dabei um allergische oder gar schadstoffbedingte Erkrankungen handelt, ist unklar. Auf jeden Fall hat sich die Empfindlichkeit der Kinder erhöht.

4. Sie haben von der »Datenverantwortung des niedergelassenen Arztes« gesprochen. Was meinen Sie damit?

In den Arztpraxen werden hauptsächlich die einfachen, beherrschbaren Krankheiten behandelt, in den Kliniken die fortgeschrittenen und schweren Fälle. So wird der größte Teil der akut auftretenden Allergien wohl zunächst in den Praxen betreut. Treten regional allergieauslösende Umweltbelastungen auf, wie zum Beispiel die Chemieverseuchung eines Schwimmbeckens dann werden sie am ehesten bei den niedergelassenen Ärzten über die Häufung bestimmter Kontaktekzeme erkennbar. Stellt sich die Behandlung eines einzelnen Ekzems nach Wochen als schwierig heraus und wird es dann ambulant in einer Spezialklinik behandelt, dann ist der Zusammenhang nur schwer erfragbar, die Ursache ist kaum mehr zu sichern.

Die Datenverantwortung des niedergelassenen Arztes ergibt sich somit aus seiner »Monopolstellung« für bestimmte Krankheitsbilder – vor allem, weil er frühzeitig Tendenzen registrieren kann- eine Art Frühwarnsystem.

Dies wurde mir deutlich, als ich feststellte, daß in der einzigen Klinik von über 30 einweisenden Kinderärzten nur 50 Pseudo-Krupp-Fälle pro Jahr behandelt worden waren, während allein in meiner eigenen Praxis schon über 80 Fälle pro Jahr aufgetreten waren. Beschränkt man sich in seiner Niederlassungstätigkeit nur auf die symptomatische Behandlung von Krankheiten, dann werden einem diese Zahlendifferenzen nicht klar. Sie werden augenfällig, wenn man eine kleine Statistik führt. In den USA gibt es ein System, in dem Praxisdaten in großen Gruppen zusammengefaßt werden – zum Beispiel Herz-Kreislauferkrankungen,

Krebskrankheiten, Atemwegserkrankungen usw. Man nimmt bei der täglichen Abrechnung per Fragebogen bestimmte Krankheiten auf. So werden Praxen unterschiedlicher Standorte auf einfache Weise vergleichbar gemacht. Aus diesen Vergleichen ergeben sich dann gezieltere Fragen.

5. Wie könnten solche Praxisvergleiche zu einer Aufklärung der Frage beitragen, ob bestimmte allergische Erkrankungen zunehmen und ob dies mit der Umweltqualität zusammenhängt?

Als niedergelassener Arzt könnte ich mir Folgendes vorstellen: einige wenige Kollegen in Stahl-Kohle-Regionen wie im Ruhrgebiet oder Saarland würden nach einer gemeinsamen Abstimmung einige wenige allergische Krankheitsbilder mit Kollegen in einer chemischen Industrieregion und mit in einer relativ unbelasteten Region tätigen Kollegen ein Jahr lang vergleichen. Möglich wären unter anderem folgende Antworten: Erstens, alle Krankheiten sind überall gleich häufig – dann könnten höchstens noch Luftverunreinigungen schuld sein, die allen Gebieten gemeinsam sind, beispielsweise, daß sich alle drei Praxen in der Nähe einer Müllverbrennungsanlage befänden; das würde eine neuen Vergleich mit Praxen erfordern, die außerhalb dieser Einflüsse liegen. Zweitens: in den Industrieregionen sind hochsignifikant mehr Allergien als in Reinluftgebieten zu verzeichnen, und drittens: die Stahl-Kohle-Region enthält mehr Allergien als die chemische Industrieregion.

Wenn man so eine Region herausfände, die deutlich allergieträchtiger wäre als andere, würde dies eine Herausforderung an die Universitäten sein – herauszufinden, welche Allergien kommen verstärkt vor, welche Stoffe können durch Belastungsversuche als Einzel- oder Gruppenallergene identifiziert werden, etwa nach dem Motto: welches der drei neuen Gewürze hat dem Koch die Suppe verdorben?

Solche Analysen können nur wissenschaftliche Forschungsinstitute leisten. Aber die Ärzte vor Ort können die Richtung sinnvoll erklären – mit wenig Aufwand, in relativ kurzer Zeit.

Viele glauben, der Arzt habe ein allumfassendes Wissen; sie können sich nicht vorstellen, daß wir – nach einer gewissen Eingewöhnung – tagein tagaus nur die uns umgebenden Krankheitsbilder vor Augen haben. Wir haben keine Vergleichsmöglichkeiten mit den Erfahrungen anderer Praxen. Wenn man so will, haben wir ein begrenztes Gesichtsfeld, Scheuklappen.

Es kann nicht normal sein, wenn nahezu alle kleinen Babys schon nach der dritten Lebenswoche Gesichtsausschläge haben! Eine Antwort auf die Frage, ob es normal ist, könnte ein einfacher Praxisvergleich klären. Mir hat ein Kollege aus einem relativen Reinluftgebiet so eine Vergleichsstatistik angeboten – ich bin auf den Ausgang gespannt.

Konkret 03/85, S. 32

Uwe Maeffert

Im Namen der Schweine

Das letzte Urteil einer Hamburger Oberlandesgerichts zu Rainer Hachfeld

Vorgeschichte

Als im Jahre 1974 an seinem Reihenhaus ein Sprengkörper explodierte, entschloß sich Geerd Ziegler, etwas von seiner richterlichen Zurückhaltung aufzugeben und sich am politischen Meinungskampf zu beteiligen. Geerd Ziegler schrieb einen Leserbrief an Springers »Welt«. Er habe gehört, daß die RAF von ihren Aktionen sage, sie würden sich niemals gegen das Volk richten. Seine Ehefrau aber sei Krankenschwester, habe nach anstrengendem Dienst den Schaden am Haus vorgefunden und den am Tatort ermittelnden Kriminalbeamten Kaffee gekocht. Ebenfalls betroffene Nachbarn, kleine Leute und keine Akademiker, habe er erzählt, was die RAF von ihren Aktionen sage.

Seine Überzeugungskraft gewann der Brief Geerd Zieglers vor allem dadurch, daß sein Schreiber trotz des Unglücks, das ihm widerfahren war, zum Stilmittel der Ironie gegriffen hatte. Die Nachbarn wären, als er erzählte, daß sich die Aktionen der RAF niemals gegen das Volk richten würden, tief beeindruckt gewesen.

Schon damals war Geerd Ziegler ein auserwählter Richter. Er war Vorsitzender der Staatsschutzkammer des Landgerichts Hamburg und hatte bereits im besonders gesicherten Schwurgerichtssaal zwei Ärzte als Unterstützer und Margit Schiller als Mitglied der RAF für schuldig befunden.

Geerd Ziegler hatte nicht, wie man vermuten konnte, den Brief an die Leser der »Welt« geschrieben, um sich weitere Prozesse dieser Art und möglicherweise weitere Anschläge auf sein Haus zu ersparen. Denn als wenig später Sigurd Debus angeklagt wurde, hielt sich Geerd Ziegler auch nach Brief und Sprengsatz für gefühlsmäßig unbelastet und unbefangen. Er verurteilte zu zwölf Jahren Knast, die Sigurd Debus nicht überlebt hat.

Auch alle weiteren Urteile in RAF-Prozessen überstand das Haus von Geerd Ziegler ohne Erschütterung oder gar Schaden. Kaffee für die Polizei mußte nicht mehr gekocht werden. Allerdings kam es zu einem Vorfall, bei dem Geerd Ziegler nicht im Zentrum des gerichtlichen Nachspiels stand, sondern Augenzeuge einer terroristischen Tat war. In irgendeiner sehr finsteren Nacht fuhr ein Auto auffallend langsam an der Vorderfront des Hamburger Strafjustizgebäudes vorbei. Plötzlich wurde eine Flasche aus dem Fahrzeug geworfen. Aufflammend zerschellte sie an der Backsteinfassade. Das Auto entfernte sich schnell, doch Geerd Ziegler hatte das Kennzeichen notiert. Die Verteidigung mutmaßte, der hohe Staatsschutzrichter habe auch außerhalb seines Dienstes das Gebäude seines Wirkens nicht aus den Augen lassen können und sei gleichsam Patrouille gelaufen. Doch unwiderlegt konnte Geerd Ziegler auf den Zufall verweisen. Er sei von einem Konzertbesuch aus der benachbarten Musikhalle gekommen.

Das damalige Amt hatte seine Nerven doch mehr aufgerieben, als es seine äußere Erscheinung annehmen ließ. Geerd Ziegler wechselte zum Vorsitz einer Wirtschaftsstrafkammer. Dort verringerte sich die nervliche Anspannung des Richters mit jedem Prozeßtag. Es wurde ruhig um Geerd Ziegler.

Etwa zu der Zeit, als Sigurd Debus an Mißhandlungen.bei der Zwangsernährung starb, wurde eine hohe Richterstelle frei. Geerd Ziegler wurde Vorsitzender des ersten Strafsenats des Hanseatischen Oberlandesgerichts. Seitdem ist der körperlich beeindruckendste Hamburger Richter also auch rangmäßig so etwas wie die Nr. I unter den Strafrichtern .

Von gerichtlichen Instanzen, deren Entscheidungen von keiner höheren Stelle mehr überprüft werden können, sagen die Juristen mit ungewohnter Bildlichkeit, es wölbe sich nur der blaue Himmel über ihnen. Jeder Rechtsweg, der bei den Amtsgerichten beginnt, findet dort oben bei den OLGs seine Sackgasse.

Geerd Ziegler fand bei seiner Amtsübernahme ein gut bestelltes Feld vor. Der Strafsenat seines Vorgängers hatte ganze Arbeit geleistet, wenn einzelnen Richtern der unteren Ränge der Sinn für ein lückenloses Strafsystem gelegentlich aus dem Blickfeld geraten war. Man hatte durch sieben angeklebte Plakate eine ganze Elbbrücke für beschädigt gehalten, weil dadurch deren »äußere Erscheinung belangreich verändert« worden sei; einen Lehrer des Hausfriedensbruch an seiner eignen Schule für schuldig befunden; in einem Wurf mit einem Blutbeutel auf den gepanzerten Dienstwagen des Verteidigungsministers und in einem Eiwurf auf einen NPD-Redner Landfriedensbruch gesehen. Man hatte die Schwelle für eine Bestrafung wegen nicht geringer Menge von Rauschgiften wie in keinem anderen Bundesland herabgesetzt; den Anwalt, der eine qualvolle Zwangsernährung seines hungerstreikenden Mandanten für unvereinbar mit ärztlichem Ethos gehalten hatte, wegen Beleidigung verurteilt. In der Äußerung, die Gefangenen von Stammheim seien ermordet worden und der Staat sei ein Unterdrückungssystem, hatte man soviel Unrecht aufgespürt, daß eine ganze Republik beleidigt sein durfte, und überhaupt hatte man immer das sichere Gespür dafür, daß die Effizienz staatlicher Maßnahmen eine Justiz erfordert, die die Kritik an den Maßnahmen wirkungsvoll beschneidet oder gar ausschaltet. Schon frühzeitig hatte der erste Strafsenat eine Isolation der RAF-Gefangenen für unerläßlich gehalten, da es in deren Natur liege, unermüdlich ihre Umgebung aufzuwiegeln. Wenn die Richter das Wort »Agitation« gebrauchten, so war spürbar, daß sie darin ein Synonym

für Revolution sahen. Und wodurch Agitation ihren Ausdruck fand, war für die hohen Richter auch klar: Wenn in Schriften und Briefen der Gefangenen von System die Rede war; von einem System der Herrschenden; oder gar von einem Schweinesystem; oder einfach von Schweinen.

Der Aufmarsch

Geerd Ziegler trägt wie üblich auf den breiten Zügen seines Gesichts den in sich gekehrten Ausdruck, als er am 16. Januar 1985 in Begleitung vom Mittagstisch zurückkehrt. Tag für Tag wiederholt sich das Bild, wenn der Senat zum Essen schreitet und sich wieder an die Arbeit macht. Dies geschieht in einer Ordnung, die in ihrem rituellen Vollzug der Rechtsfindungsprozedur nicht nachsteht. In der ersten Reihe die Stammbesetzung von drei Richtern, mit Geerd Ziegler in der Mitte. Die zweite Besetzung dahinter hat – wie üblich – Mühe, dem -Tempo der drei ersten Herren zu folgen. In dieser Besetzung kommt es auch schon mal vor, daß einer aus dem Tritt kommt oder der eine mit dem anderen den Platz tauscht. Mit diesen Richtern hat es etwas Eigenartiges auf sich. Sie gehen noch einmal in die Lehre. Als Amtsrichter oder Landrichter haben sie zwar eine Menge Erfahrung gesammelt, doch versehen mit präsidialer Erwartung, für ein höheres Richteramt zu taugen, sollen sie sich unter den Augen des Senats bewähren. Wer die Richter der zweiten Besetzung früher kannte, wundert sich immer wieder, wenn er diesem kleinen Zug begegnet und näher hinsieht, zu welch demutsvollem Ausdruck das Gesicht eines Richters fähig ist, bei dem man geglaubt hätte, daß Stolz und Erhabenheit seine naturergebenen Eigenschaften seien. Bemerkenswerterweise trägt die dritte Reihe den Kopf höher. Es sind die Referendare, von denen manch einer die Arme auf dem Rücken ebenso verschränkt hat wie Geerd Ziegler und seine Mitläufer.

Die Frage

Gesättigt wenden sich nun am 16. Januar 1985 gegen 13 Uhr die Richter des ersten Strafsenats einem Justizfall zu, bei dem sich die unteren Instanzen in der geschmacklichen Beurteilung zwar weitgehend einig waren, ihn jedoch unter rechtlichem Aspekt sehr kontrovers gesehen hatten.

Was darf Satire?

»Alles«, hatte Kurt Tucholsky geantwortet.

»Satire darf alles«, war im Jahre 1980 auch in KONKRET zu lesen, aber ergänzt durch die Frage: »Rainer Hachfeld auch?«

Den Anlaß dafür hatte ein Mann gegeben, der nicht weniger massig, wenn auch kleiner als Geerd Ziegler ist. Franz Josef Strauß hatte gerade ein launiges Interview gegeben und damit kokettiert zu wissen, daß er für Karikaturisten ein »gefundes Fressen« sei. Er halte nichts von Prozessen gegen die, die Narrenfreiheit haben müßten, verschwieg dabei aber, daß er vor gar nicht langer Zeit für die Verurteilung des Berliner Zeichners gesorgt hatte. Sie galt einer Karikatur, deren Anlaß der Karriere des Franz Josef Strauß ein Ende bereitet hätte, wäre es dem bundesdeutschen Staat ernst damit gewesen, rechten Extremismus nicht mehr aufleben zu lassen.

Die Zeichnung in KONKRET war nicht einmal neu. Sie war schon Anfang der 70er Jahre im Berliner »Extradienst« und später als Beispiel für grafische Satire in der Kunstzeitschrift »Tendenzen« erschienen. Beidesmal unbeanstandet von Strauß, der sie nun, da sie die Heuchelei des sonst so derben Politikers entlarvte, mit einem Strafantrag prompt verfolgte.

Die Urteile

Die Staatsanwaltschaft klagte an. Doch zunächst erhielt sie eine Abfuhr. Ein Amtsrichter ließ die Anklage gar nicht erst zu, so undiskutabel fand er sie. KONKRET sei eine Zeitung für einen vornehmlich linken Leserkreis, von dessen Standpunkt aus der Staat als eine Art »Schweinchen-Schlau-System der Herrschenden« erscheine (von Flick war noch nicht die Rede). Die Staatsanwaltschaft beschwerte sich und fand ein offenes Ohr bei einer Strafkammer des Landgerichts. Strauß müsse keine »Verstrickung in abartige Sexualität« dulden. Ein anderer Amtsrichter verurteilte, weil die Sexualität trotz manchen Wandels »noch immer zur Intimsphäre des Menschen« gehöre. Wieder eine andere Strafkammer des Landgerichts sprach den Zeichner frei, weil das felllose Schwein sich gut zur Darstellung des Menschen im allgemeinen und zur »untersetzten Figur des Nebenklägers« im besonderen eigne und das reale Geschlechtsleben von Strauß gar nicht Ausdruck gefunden habe; ein Liebesverhältnis zu einem Richter oder einer Richterin sei nicht unterstellt worden.

Das Urteil des Landgerichts fiel in eine Zeit, in der zwei gegenläufige Strömungen Einfluß auch auf diesen Justizfall nehmen konnten. Einerseits hatte ein neuer Kanzler propagandistisch mit der »politischen Wende« im Sinne einer geistigen Erneuerung gedroht. Andererseits sah die Wirklichkeit so aus, daß dieser Kanzler bald nur noch »Birne« genannt und so auch gezeichnet wurde, ohne daß er Strafantrag wegen Beleidigung stellte; nicht einmal, wenn daraus Fallobst wurde.

Das Endspiel

In der unterschiedlichen gerichtlichen Beurteilung steht es also 2:2, als Geerd Ziegler mit der prall gewordenen Akte unter dem Arm und seiner ersten Garnitur den Saal betritt. Bedauerlicherweise findet er nicht nur den Staatsanwalt, den Anwalt von Strauß und den Verteidiger dort vor, sondern auch einige Journalisten und ein Fernsehteam mit Kamera. In Geerd Ziegler werden Erinnerungen wach, von denen er glaubte, er hätte sie mit Erfolg verdrängt. Nein, das Gericht wolle auch außerhalb der Verhandlung nicht gefilmt werden. Geerd Ziegler erfährt, daß der Fernsehfilm am Abend desselben Tages ausgestrahlt werden soll.

Der Vorsitzende erteilt seinem mausgrauen Kollegen zur Rechten, dessen Name Weiß noch als das Farbigste an ihm erscheint, das Wort zu einer objektiven Berichterstattung über die bisherige Prozeßgeschichte. Der sagt nichts, was nicht allen, die zuhören, bekannt wäre. Nun hat der Staatsanwalt das Wort. Staatsanwalt Tewes kurze, trostlose Rede enthält zunächst nichts, was jemanden begreifen ließe, warum die Staatsanwaltschaft die Zeichnungen als beleidigend empfindet. Mehrfach verneigt er sich leicht vor dem »Bayerischen Obersten Landesgericht«. Staatsanwalt Tewes will damit wohl sagen, daß auch die Justiz im Land von Franz Josef Strauß verurteilt hätte. Aber wer wollte daran zweifeln? Nur zum Schluß wird der Staatsanwalt deutlich. Es könne nicht durchgehen, wenn das Verhältnis zwischen Strauß und der Justiz auf ein »säuisches Niveau« herabgezogen werde. Nun versteht man zwar das Engagement der Staatsanwaltschaft, aber ein Verhältnis kann eigentlich keinen Strafantrag stellen.

Rechtsanwalt Dr. Ossmann, langjähriger Streiter für Strauß, ist der bei weitem Älteste im Saal. Ein Herr vom streng gezogenen Scheitel bis zu den Socken. Bemerkenswert, daß er sich der langen Reise vom Süden in den hohen Norden unterzogen hat, um nur zu sagen, daß er sich »voll und ganz« den Worten von Staatsanwalt Tewes anschließe. Immerhin erhält dadurch der triste Vortrag des Staatsanwalts eine durch die seniore Autorität von Dr. Ossmann vermittelte Verstärkung, und der Verteidiger hat niemanden an seiner Seite, der sich dem nun folgenden Vortrag »voll und ganz« anschließen könnte.

Noch vor 14 Uhr hat niemand mehr etwas zu sagen. Wird jetzt das Urteil gesprochen? Geerd Ziegler sieht niemanden an, als er mit leichter Verlegenheit sagt, das hohe Gericht habe sich nach dem Gehörten doch viele Gedanken zu machen, weshalb erst am nächsten Tag das Urteil verkündet werde. Hans OLG wird damit ein Auftritt in der Sendung »Extra 111« erspart.

Am Morgen des 17. Januar 1985 fehlt im Saal 907 Dr. Ossmann. Dafür sind unter den wenigen Zuhörern der Staatsanwalt Dr. Wulf, Leiter der politischen Abteilung, und der Staatsanwalt Klein, der sowohl beim Amtsgericht wie beim Landgericht so nachdrücklich und so ergeben gegenüber den Interessen von Strauß auf eine Verurteilung gedrängt hatte, als strebe er ein Amt in der bayerischen Staatskanzlei an.

Das letzte Urteil

Im Stehen, in seiner ganzen gewaltigen Größe, verkündet Geerd Ziegler das Urteil. Wie üblich mit dem einleitenden »Im Namen des ...«, womit von vornherein sichergestellt ist, daß sich die Aktionen der Justiz niemals gegen das Volk richten. Schuldig, schuldig, schuldig. Dreimal sei Strauß beleidigt worden.

Im bequemeren Sitzen folgt die Begründung, die, wenn Geerd Ziegler sein Versprechen vom Vortag hielte, viel Gedankenarbeit erkennen lassen müßte. Tatsächlich hat ein Gericht in Prozessen dieser Art viel zu bedenken. Ist die Darstellung objektiv beleidigend? War sie auch so gemeint? Was ist ihr Kern, was die Einkleidung? Hat der Betroffene Anlaß gegeben? In welchem Verhältnis steht er zum Urheber?

Einen Menschen als Schwein zu zeichnen, sei allein schon eine Beleidigung, sagt Geerd Ziegler – nach Ansicht des Volkes, versteht sich. Straffrei dürfe der Satiriker allerdings Tierisches verwenden, wenn auf positive Eigenschaften angespielt werde. Und das vom Senat dafür gegebene Beispiel zeigt, daß sich die lange Gedankenarbeit ausgezahlt hat.

Einen Finanzminister als Sparschwein zu zeichnen, wäre nicht zu beanstanden.

Hätte Franz Josef Strauß nur Familienminister sein müssen?

Einmal gebraucht Geerd Ziegler das Wort »grotesk«, ohne zu sagen, was das Gericht für ein Verständnis davon hat. Schade. Grotesk dürfe sie sein, die Satire, aber nicht verletzend. Der Satiriker also ein Comic-Zeichner für Disneyland?

Über Strauß sagt Geerd Ziegler nichts. Kein Wort über seine »Ratten und Schmeißfliegen«. Nichts über seine dröhnenden, polternden Attacken gegen politische Gegner. Zwischen dem Zeichner und dem Politiker bestünde keine Beziehung wie zwischen politischen Kontrahenten, denn Hachfeld habe sich nicht um das Amt des bayerischen Ministerpräsidenten beworben.

Vielleicht waren dem Senat die Zeichnungen Hachfelds zu wenig grotesk und absonderlich. Die Urteilsbegründung holt es nach. Mein Auflachen straft der eisgraue Beisitzer, dessen Erscheinung so gut zu dem kalten Wintermorgen paßt, mit einem Blick, von dem ich mir gut vorstellen kann, daß er genauso die Zeichnungen betrachtet hat, die Geerd Ziegler immer nur »Urkunden, die wir in der Akte haben«, nennt.

Wird das Gericht Erhellendes zum Geschlechtlichen sagen? Geerd Ziegler beschränkt sich darauf, »abartig« durch »abwegig« zu ersetzen. Mit dem Gesetz von 1938 will man nicht in Verbindung gebracht werden.

Zum Schluß befaßt sich Geerd Ziegler mit einem Hindernis, dessen Höhe man erst richtig durch die Ausführungen ermessen kann, die seiner Überwindung gelten sollen. Das Verfahren sei einzustellen, hatte der Verteidiger gesagt. Das Gesetz lasse gar nichts anderes zu, wenn man der Meinung sein wollte, daß Strauß durch die Zeichnungen beleidigt worden sei. Denn das Gesetz geht unwiderlegbar davon aus, daß ein Richter, der selbst von der angeklagten Tat betroffen ist, nicht unbefangen sein kann. Die zeichnerisch dargestellte Verbindung von »Straußschwein« und »Justizschwein« sei so eng und innig, -daß einfach kein Platz mehr dafür sei, sich als Richter nicht einbezogen zu fühlen. Nur der Richter, der Strauß nicht für beleidigt hielte, sei daher ein unbefangener Richter.

Man spürt die Mühe, die dem Senat die Überwindung dieses Hindernisses bereitet hat. Was Geerd Ziegler dazu sagt, vermittelt den Eindruck, als sei man nur mit der berühmten Räuberleiterhinübergekommen. »Hamburger Richter«, sagt Geerd Ziegler, »sind deshalb von den Zeichnungen nicht betroffen, weil sie kein Barett tragen.«

In der Tat tragen nur Bundesrichter den altertümlichen Richterhut. Doch wie gesagt: Wenn der Rechtsweg bei den Amtsgerichten seinen Anfang nimmt, wölbt sich über den OLGs der blaue Himmel, und der ist für irdische Rechtsfindung bekanntlich nicht zuständig.

Das Nachspiel

Acht Tage später. »Die furchtbaren Juristen heißen Sie willkommen«, sagt Roland Makowka, Präsident des Landgerichts Hamburg, am Ende seiner Begrüßungsrede für einen berühmten Dramatiker. Heiterer Applaus für ihn und Rolf Hochhuth, der im völlig überfüllten Plenarsaal des Gerichtsgebäudes eine Rede über Kultur und Justiz halten wird. Der Hamburgische Richterverein hat dazu eingeladen.

Natürlich weiß Hochhuth der auch über die Anschläge der Justiz auf die Kunst spricht, nichts von dem Urteil gegen den Karikaturisten. Er sieht die Versammlung vor sich in der liberalen Tradition eines früheren Generalstaatsanwaltes, und die Versammlung dankt es ihm artig. Sie sieht sich selbst so. Er habe ihn gebeten, habe Roland Makowka gesagt, über seine eigenen Erfahrungen mit Juristen und mit der Justiz zu berichten. Und so kommt Hochhuth auch zu dem Prozeß um das Wort vom »furchtbaren Juristen«. Hätte er vom Urteil des Ersten Strafsenates gewußt, er hätte wohl daran erinnert, daß Filbinger in Franz Josef Strauß seinen provozierendsten Verteidiger gefunden hatte und das hierbei das Wort von den »Ratten und Schmeißfliegen« gebraucht worden war. An diesem Abend erfährt Hochhuth auch nichts, was er noch nicht wußte. Bevor der Festredner auf die erste Frage einer Zuhörerin, die die Justiz gegen Aktionen der Friedensbewegung ins Spiel bringt, antworten kann, findet sie Roland Makowka wegen schlechter Akustik im Saal unverständlich, wofür der Präsident Ovationen im Stehen erhält; so schnell gehorcht die Versammlung seinem Vorschlag, sich auf den Gerichtsflur ans Buffet zu begeben.

Konkret 03/85, S. 36

Hinreißend: Ebermann & Trampert

»Wer glaubt, Bücher von und um die Grünen würden sich in sentimental-feministischer Bauchnabelschau, Illustriertenboulevard oder pragmatischen Schnellschüssen zugunsten einer politischen Fraktion innerhalb der Grünen erschöpfen, sieht sich angenehm enttäuscht...« So beginnt die »Tageszeitung« ihre Rezension des Buchs »Die Zukunft der Grünen« von Thomas Ebermann und Rainer Trampert. In der Tat gibt das Opus, das aus der gängigen Flugblatt- und Traktätchenliteratur der Grünen herausragt, den Kritikern und kritischen Freunden der vierten Partei endlich was zu beißen. Vom »Stern« (»Ein ehrliches und nützliches Buch«) bis zur »UZ« (»Keine Strategie für die Umgestaltung dieser Gesellschaft«) sorgte das Buch aus dem Konkret Literatur Verlag für Diskussion, in den »Roten Blättern« des MSB Spartakus gab es ein Streitgespräch zwischen Ebermann und dem Hamburger DKP-Vorsitzenden Wolfgang Gehrcke, in der Zeitschrift »Sozialismus« der Sozialistischen Studiengruppen wurde das Werk mindestens ebenso hingebungsvoll verrissen wie im Frankfurter Sponti-»Pflasterstrand«. Der »Spiegel« druckte einen Auszug aus Ebermann/Trampert ungefragt in seinem neuen »Spiegel«-Buch »SPD und Grüne« nach. KONKRET dokumentiert vier der Kritiken auszugsweise – eine kommunistische, eine realo-grüne, eine linkssozialdemokratische und eine links-grüne:

UZ

Kenntnisreich und detailliert stellen die Autoren den Zusammenhang zwischen ökologischer und ökonomischer Krise des Kapitalismus sowie die Ursachen für den Hunger in den unterentwickelt gehaltenen Ländern dar. Ebermann und Trampert zeigen anschaulich, daß auch die rechten SPD-Führer dieses System nur effektivieren, nicht aber ändern wollen und können. In dieser Hinsicht besteht Übereinstimmung zwischen den Autoren und Marxisten.

In einen deutlichen Gegensatz zu marxistischen Auffassungen begeben sich Ebermann und Trampert mit ihren Thesen über »ökologische Krise und gesellschaftliche Umwälzung«. Die erste dieser Thesen lautet: »Die Menschheit zerstört gegenwärtig ihre natürlichen Lebensgrundlagen.« Die Verwendung des Gattungsbegriffs in diesem Zusammenhang begründen die Autoren in bewußter Abgrenzung zum Marxismus. Friedrich Engels werfen die beiden grünen Autoren einen »ungerechtfertigten Optimismus« vor, was die wissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten und technischen Möglichkeiten anbelangt, schädliche Wirkungen der Produktion zu verhindern. Die beiden linksgrünen Theoretiker behaupten dagegen einen »eskalierenden Vorsprung von angewandten Möglichkeiten menschlicher Produktion gegenüber den Erkenntnissen ihrer Folgewirkungen«.

Richtig daran ist soviel, daß im Kapitalismus in der Tat Unmengen an Stoffen produziert werden, deren Folgewirkungen auf den menschlichen Organismus und die Natur nicht genügend untersucht sind. Falsch ist jedoch die These, daß die Erkenntnismöglichkeiten heute geringer sind als zu den Zeiten von Friedrich Engels. Die Erkenntnismöglichkeiten der Wissenschaft nehmen vielmehr zu, und es kommt in erster Linie auf den Klassencharakter der Gesellschaft an, ob die wissenschaftlichen Möglichkeiten im Interesse der Menschen angewandt werden.

Was die Hinweise von Ebermann/Trampert und zahlreichen Anhängern der Grünen auf ökologische Probleme in sozialistischen Staaten angeht, so verschließen sich Marxisten keineswegs der Erkenntnis, daß das Waldsterben nicht bei Helmstedt aufhört. Die Elbe ist bekanntlich auch schon weit vor Hamburg kein sauberer Gebirgsbach mehr und die Chemie- und Industriestadt Bitterfeld (DDR) ist kein Luftkurort. Worum es aber geht, ist die grundsätzliche Frage, ob die sozialistischen Staaten auf Perspektive in ihrem System die Möglichkeit haben, die ökologischen Probleme zu lösen

Pflasterstrand

Thomas Ebermann und Rainer Trampert haben versucht, die Ziele der Ökosozialisten in einem jüngst erschienenen KONKRET-Buch zu beschreiben... Die Verquickung vom Marxismus und Ökologie ist eine heikle Angelegenheit. Grundanspruch marxistischer Theorien ist es – zumindest – , den gesellschaftlichen Charakter des Produktionsprozesses durch Ausschaltung der privaten Aneignung bewußt anzuerkennen. Das setzt ein gerüttelt Maß an Kontrolle (in der Theorie durch die Produzenten) voraus. Die Kontrolle vollzieht sich (immer weiter in der Theorie) durch Formulierung bestimmter Standards und Ansprüche an die Produktion, die es erlauben, »unerwünschte« Folgen zu vermeiden.

Eine Grundannahme der Ökologie als Wissenschaft ist es, daß die Lücke unüberwindbar ist, die zwischen den tatsächlichen Folgen unserer Eingriffe in die Natur und unserem Wissen darüber klafft; daß wir also nie sicher wissen können, ob nicht aufgrund der Komplexität natürlicher Systeme Eingriffe unerwünschte (und nicht voraussehbare) Folgen haben werden. Damit wird aber ein »ökologischer Marxismus« zum Eiertanz zwischen zwei einander ausschließenden Ansprüchen.

Wolfgang Harich hat diesen Eiertanz mit bewundernswerter Konsequenz vorgeführt: die Berufung auf die natürliche Vernetzung und die Knappheit der Ressourcen wird zur Grundlage eines klinischen Syndroms, das aus jeder Pore der Gesellschaft Legitimationen für despotische Eingriffe in den Lebensalltag saugt. Auf dieses Parkett wollen sich die Hamburger nicht begeben. Was aber sonst?

Das ganze Geheimnis der demnach noch möglichen Politik wird in dem unscheinbaren Sätzchen angesprochen: »Die politischen Erfolge werden in absehbarer Zeit – realistisch betrachtet – noch mehr im Bereich der Verhinderung liegen als im Bereich einer gesellschaftlichen Neugestaltung der Produktionsverhältnisse.« Die Grünen als revolutionärer, nein: querulantischer Schatten der traditionellen bürgerlichen Parteien. Radikales Pathos und praktischer Attentismus – man kennt die Melodie aus der Geschichte einer anderen Partei.

Eines wollen wir von den Nordlichtern nach diesem Buch nicht mehr hören: den oberlehrerhaften Fingerzeig, uns mangele es an Konzepten und Entwürfen für die Zukunft. Denn davon, liebe Kampfgenossen, findet man in Eurem ganzen Buch weniger, als auf einer halben Seite der hessischen Tolerierungsabkommen zur Abfallbeseitigung.

SOZIALISMUS

Nachdem sich auch in den letzten Ortsverbänden die Aufregung um den Hamburger Parteitag gelegt hat, wo mit viel taktischem Geschick die fundamentalistische Tendenz einen »Sieg« einfahren konnte, wird nun die theoretische Begründung nachgereicht, um der Ablehnung der Realpolitik den Mantel des Argumentierens umzuhängen.

An einer Vielzahl von Katastrophenmeldungen exerzieren Ebermann/Trampert vor, daß die Menschheit gegenwärtig ihre Lebensgrundlagen zerstört. Die kapitalistische Gesellschaft bewegt sich in einem circulus vitiosus, sie »kann nur um den Preis der Zerstörung biologischer Ressourcen weiter existieren«. Aus der Tatsache, daß bestimmte Produktionen Umweltzerstörungen mit sich bringen, wird gefolgert, daß ökologische Forderungen nicht integrierbar sind, wie das bei Arbeiterforderungen der Fall ist. Nach Ansicht von Ebermann/Trampert darf man nicht in »ungerechtfertigten Optimismus« über die Möglichkeiten der Technik verfallen, da die Naturwissenschaft systematisch den Gesamtzusammenhang des Naturhaushaltes ignoriert. »Tatsächlich kommt man notwendigerweise gleichzeitig zu einer Verharmlosung der heutigen ökologischen Krise und zu einem banalharmonischen Entwurf einer konkreten Utopie, wenn man der Menschheit ein ungerechtfertigt hohes Maß an Naturerkenntnis und damit an technischen Möglichkeiten andichtet.« Wie sie auf der Basis dieser Argumentation gegen eine religiös-reaktionäre Unterordnung unter die Natur angehen wollen, bleibt indes das Geheimnis der beiden Autoren.

Welche Rolle spielen die Grünen in dieser Republik? Wissend, daß der Zusammenbruch der (sozialdemokratischen) Ideale sicher auch zur Entstehung und zum Erfolg der Grünen beigetragen hat«, seien sie als eine »den Krisen unserer Zeit angemessene Bewegung« zu betrachten. Angemessene Bewegung bedeutet dann, man will sich nicht durch den Verrat die Hände an der konkreten Politik schmutzig machen und setzt auf die Radikalisierung der Bedürfnisse. Jedes Mitmachen »bedeutet Akzeptanz von kalkulierten Hungersnöten« in der Dritten Welt, weitere Ausbeutung des Menschen durch das Kapital und Zerstörung der Umwelt. – Dann geht das eben ohne die Grünen weiter!

NN

Bonn, 8.2.85

Lieber Hermann Gremliza,

auch wenn du jetzt Blitz und Donner gegen mich schleuderst: ich muß die Rezension vom Ebermann-Trampert-Buch absagen. Vielleicht kann ich dir trotz allen Ärgers den Grund dafür ein bißchen verständlich machen.

Dunque, parlo francamente: Ich bin bekanntlich kein Anhänger des sog. »Realo«-Lagers bei den Grünen, zähle mich auch zu denen, die sich den früher mal abgelehnten Namen »Ökosozialisten« mittlerweile selbst zugelegt haben. Aber ich finde das Buch von Thomas und Rainer in vielen Punkten nicht vertretbar, teilweise katastrophal. Das fängt an mit dem hochgestochenen Titel, der in dem Buch überhaupt nicht eingelöst ist. Nichts über Friedenspolitik, keine Auseinandersetzung über die Position der »Blockunabhängigkeit« usw., was ja kein Randthema der Grünen ist. Auch nichts über die tatsächlichen Beziehungen zwischen den Grünen als Partei und den »neuen sozialen Bewegungen«, letztere werden zwar in einer Kapitelüberschrift erwähnt, aber im Kapitel selbst nicht behandelt. Über solche Lücken könnte man noch mehr sagen. Daß sie auffallen, ist unvermeidbar, wenn man sich den Luxus erlaubt, ein Buch »Die Zukunft der Grünen« zu nennen, und im Titel von einem »realistischen Konzept für eine radikale Politik« zu reden. Dazu gehörte vielleicht auch ein bißchen mehr praktischer Erfahrungsverarbeitung aus den Kreisen und Landesverbänden, Gemeinde- und Landesparlamenten usw., was ist da wie mit der SPD gelaufen und was nicht – es gab ja nicht nur Hessen. Aber gut, das ist nur das eine.

Das andere ist, was das Buch tatsächlich enthält . Ich habe den Eindruck, daß die Kritiken an Marx und Engels, auf ein paar Zitate aufgebaut, recht willkürlich und z.T. absurd sind. So, als steht das deswegen drin, damit der grüne Leser merkt: wir, Thomas Ebermann und Rainer Trampert, sind nicht einverstanden mit Marx. Nur deswegen. Das ist Abbitte, nichts weiter; besonders deutlich in der Auseinandersetzung mit dem Engels-Zitat S . 196/ 197, aber auch an anderen Stellen. Das Fatale daran aber ist, daß auf diese Weise m. E. echt die Pferde durchgegangen sind: Was dort dann an generellen Behauptungen

über Erkenntnismöglichkeiten, darüber, daß »der Mensch« der Natur Gesetzmäßigkeiten »unterstellen« würde, an regelrechtem Unwissenheits-Kult usw. aufgestellt wird, finde ich schlicht haarsträubend. Es ist zugleich an vielen Stellen aber auch gar nicht greifbar, sondern enthält für jede grüne Denkrichtung etwas, Eklektizismus halt – siehe das verschämt in Klammern gesetzte »heute« vor den »unbeherrschbaren Produktionsvorgängen«. Da wird immer erst etwas behauptet, dann halb wieder zurückgenommen, alles ist einerseits/andererseits, »so richtig das eine ist, so wichtig ist aber auch das andere«, und ähnliche Versteckspielereien mehr.

Das gleiche bezüglich der Rolle parlamentarischer Tätigkeit der Grünen: einmal ist parlamentarisches Handeln »weitgehend den Entscheidungen der wirtschaftlich Mächtigen untergeordnet«, nur wenige Zeilen später aber werden die Parlamente plötzlich zu »zentralen Organen für die Bildung des politischen Willens in und zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Kräften«. Man soll mit den etablierten Parteien nicht in einen »reduzierten Wettstreit« über die besseren technologischen Möglichkeiten zur Minimierung von Umweltbelastungen eintreten (S. 205). Soll man gar nicht, soll man nur nicht »reduziert«, was heißt das überhaupt praktisch, wenn natürlich auch »ernsteste Parlamentsarbeit« (S. 271- »ernste« allein reicht nicht, zur Beruhigung von Otto Schilys Anhängern?) gefordert wird? Was heißt sowas praktisch im Falle Buschhaus, im Falle Tempolimit usw. – da würde es ja interessant, aber derartige Konkretionen finden sich nirgends.

Das sind Beispiele. Ich habe mich rangesetzt, die versprochene Rezension zu machen – aber ich müßte ziemlich polemisieren, und habe es deswegen wieder abgebrochen. Es könnte ja nicht darum gehen, nur etwas über das gute Zusammentragen der neuesten Dioxin-Enthüllungen zu schreiben (das ist eben nicht der Anspruch des Buches), oder über die m. E. guten Ausführungen über das Weltfinanzsystem und über die »zweite industrielle Revolution«. Auch daran wird dieses Buch leider nicht zu messen sein.

Konkret 03/85, S. 38

Gesine Strempel

Schneller aufrechter Gang

Angefangen hat es vor jetzt fast zwei Jahren an der Alster – mit meinem geduldigen Geliebten an der Seite, den ich, als wir uns kennenlernten, herzlich auslachte, als er sagte, er würde laufen. Rennen, kilometerweit. Joggen? Wie gräßlich, diese schwitzenden, prustenden, stampfenden Männer.

Aber ich habe angefangen, mit billigen Turnschuhen weil ich dachte, so ein Quatsch diese teuren Laufschuhe, und mit einem Jogginganzug aus dem Kaufhaus. Kurze Hosen waren mir zu peinlich.

Nach zweihundert Metern wurde mir schlecht, und wir sind gegangen, dann wieder gelaufen. Unbeschreiblicher Muskelkater nach diesen höchstens zwei Kilometern.

Inzwischen ist alles ganz anders. Ich laufe wöchentlich, auch jetzt, 60 bis 80 Kilometer in der Stadt, und da ich mittendrin wohne und erst mit dem Auto zum Laufen fahren muß, darf ich gar nicht daran denken, wieviel Zeit ich nur für mich verschwende. Wenn ich doch daran denke: Bis zu zwanzig Stunden in der Woche.

Der Wald kostet keinen Eintritt und ist ganzjährig geöffnet, Tag und Nacht. Kein teurer Sport, auch wenn ich inzwischen fünf Paar gute Laufschuhe besitze. Die billigen Turnschuhe waren rausgeschmissenes Geld, der gesunde Baumwolljogginganzug war auch zu teuer, auch wenn er billig war. Ich zieh ihn nicht mehr an, er ist zu schwer, saugt Feuchtigkeit auf, trocknet langsam, läßt zuviel Wind durch.

Noch im November bin ich in kurzen Hosen, Turnhosen, unglaublich, hätte mir das jemand vor zwei Jahren erzählt, durch den Wald gelaufen.

Fünf Jahre braucht es, wird gesagt, um richtig in die Welt des Laufens einzutauchen. Ich stecke also erst bis über die Knie drin, die Veränderung in meinem Leben ist allerdings jetzt schon groß. Ich plane Haushalt und Arbeit um das Laufen herum. Im Aktenkoffer befinden sich immer auch die Laufsachen. Mein Lieblingsbuch war und ist immer noch, auch wenn der Autor inzwischen beim Laufen gestorben ist, »Das komplette Buch vom Laufen« von James Fixx (Fischer). Im Gepäck auch das liebenswerte Buch eines Schweizers, Pierre Shuttel, auf amerikanisch in einem Schweizer Selbstverlag erschienen: »Running in Europe«. Dieser Mann ist von Amsterdam bis Zürich in dreißig verschiedenen europäischen Städten gelaufen, auch in Moskau, was seit September '84 dort laut einer AFP-Meldung als »ernsthafte Behinderung des Fußgängerverkehrs« in den Straßen verboten ist. In Moskau hatte ich noch nie zu tun, aber in Wien, in München und selbstverständlich in Hamburg zum Beispiel habe ich seine Strecken, auch wenn sie immer vom Hilton oder Sheraton losgehen, gefunden. Sie sind sehr schön.

Es ist wunderbar, die verschiedenen Jahreszeiten laufend zu erleben, eine neue Zeitrechnung: mein zweiter Laufherbst. Meine Schritte sind größer geworden, mein Körper hat sich verändert: Wenn die Frauen alle anfingen zu laufen, es wäre der Ruin der Kosmetikindustrie mit ihren Cremes und Wässerchen für die reife Haut ab vierzig. Das wird die Frauen nicht zum Laufen bringen, aber es wird sie davon abhalten, es zu probieren oder überhaupt mit dem Gedanken daran zu spielen, wenn ich sage, daß meine Füße größer geworden sind. Die lassen sich nicht mehr einzwängen in meine schönen Schühchen, jahrelang gehegte 39 1/2. Dies ist nun vorbei. 40, mindestens.

Laufen in der Stadt ist für mich nur ein- oder, vielleicht später, zwei- bis dreimal im Jahr Marathon, Straßenlauf mit Zuschauern. Ich träume vom Marathon mit zehn Kolleginnen in New York. Bis jetzt halten es alle nur für einen extrem guten Scherz von mir, wenn ich frage, wer läuft mit.

Laufen in der Stadt, in Berlin, wo ich geboren und aufgewachsen bin und seit Jahrzehnten ohne Unterbrechung arbeite, heißt, ganz neue Seiten an dieser Stadt zu entdecken.

Ich laufe viel allein in der Stadt, ohne Angst, bis jetzt. Manchmal überfällt mich ihre Schönheit so, daß ich dümmlich grinsend weitertrabe: der Havelhöhenweg, im Herbst, die vielen verschiedenfarbigen Blätter unter den Füßen, Wind, die Lastkähne mit der Kohle auf der Havel, kaum noch Segelboote nach dem Absegeln, Berlin ist eine ordentliche Stadt. Fußgänger vereinzelt nur an Sonn- und Feiertagen, morgens treffe ich in dieser Millionenstadt fünfzehn Laufkilometer lang oft nicht mehr als zehn Menschen. Manchmal Wildschweine, Rehe, ungelogen. Krähen und Elstern, die immer schimpfen. Raucher rieche ich, auch wenn sie nicht rauchen, auf Waldwegen meterweit vorher, zum Glück noch nicht kilometerweit. Straße laufe ich selten, ich weiß nicht, wie andere das aushalten, es staucht den Körper zu sehr.

In Hamburg gibt's allerdings eine Straße, die führt an einem vornehmen Segelclub vorbei, gegenüber ist eine Moschee, die lauf ich sehr gern, sie ist aus irgendeinem Grund schnell und wenig befahren, meist nur Sightseeingbusse. Im November, 50 Jahre Claassen in Hamburg, bin ich morgens dort gelaufen, bei schneidendem Wind feierte eine Gesellschaft sehr hübscher Damen und Herren auf der Straße vor dem Segelclub irgendetwas mit klarem Schnaps. Vielleicht hätten sie mir ja

was angeboten, wenn ich stehengeblieben wäre, aber ich wäre nie stehengeblieben, weil es die zweite Alsterrunde war und ich richtig dampfte, in den klaren Herbstmorgen hinein.

In Berlin, im Herbstwald, auch dort wieder sehr ordentlich, üben die Amis im amerikanischen Sektor, die Briten im britischen und - wie ich vermute - die Franzosen im französischen Sektor. Ich laufe aber fast nie im Norden, im Tegeler Forst, die Anfahrt mit dem Auto würde noch länger dauern.

Kein Plätzchen an diesen Tagen zum Hinhocken, nach zuviel Tee vor dem Laufen. Gutgetarnt spielen sie wochenlang unverdrossen Krieg mit echten Tanks, Tarnnetzen, Übungsmunition, die große rote Pulverflecken hinterläßt und manchmal, abends, mit kleinen, von Platten abgedeckten Feuerchen mitten im nassen Wald.

Vielleicht macht Laufen unaggressiv, ich jedenfalls fühle mich weder beschützt noch gestört, überhaupt kann es durchaus sein, daß ich nicht mehr soviel denke und Selbstgespräche führe beim Laufen, wie zu Beginn meiner Langstreckenkarriere. Jetzt sind meine Gedanken wie Fliegen, mal hier, mal da, ich nehme auf, was ich gerade sehe, genieße, rieche den Herbst, die nahe Autobahn, Wasser, Erde. Oft bin ich ganz verrückt glücklich. Noch vor Wochen dachte ich dann, das mußt Du unbedingt erzählen.

Und das ist überhaupt das Schärfste: ich lerne, ohne Verwertungszwang zu genießen, ich passe sehr auf, daß ich mich nicht verletze, was gar nicht so einfach ist nach so langen Jahren, in denen ich meine Füße eigentlich nie wirklich benutzt habe.

Jetzt stelle ich mir vor, daß die Menschen früher überhaupt nur gelaufen sind, sie wären sich ja blöd vorgekommen gegenüber den Tieren. Außerdem wären sie wahrscheinlich verhungert, weil sie ständig reinstopfen mußten, bevor die Frauen das Garen der Nahrung mit Feuer entdeckten.

Manchmal sagt mein Kopf, daß Laufen doch sinnlos ist, so ohne Ziel, ohne Aufgabe, dann denke ich mir aus, ich mußte eine Botschaft überbringen. Den Gedanken lasse ich immer sofort wieder fallen. Zuviel Streß. Was für eine Botschaft, an wen und warum ich, überhaupt.

Mein Körper ebenfalls erinnert sich, jede Zelle: Laufen, gleichmäßige, stundenlange Bewegung an frischer Luft, Sauerstoff, schneller, aufrechter Gang.

Konkret 03/85, S. 40

Rüdiger Schaper

Wie geht's? Warum?

Odessa, 16. Juli 83. – 500-Kilometer-Busfahrt von Kiew. Weekend auf der Landstraße. Eine Gruppe Menschen steht winkend am Straßenrand. Ihr Bus ist in den Graben gekippt

Nur schon der Ausdruck Fuß*gängerzone.* Die erogenen Zonen, eine Beschränkung, Eingrenzung auch dies. Oder die SBZ, die Zone schlechthin. Das Wort hat etwas Diskriminierendes und Provinzielles. Fußgängerzonen »grüßen den Rest der Welt«.

In der Zeitung steht: Fußgänger von Kfz *erfaßt.* Der Fall ist klar. Jemand hat sich wegstehlen wollen aus dem Verkehr. Wehrpflichtige werden vor der Musterung erfaßt.

Da war man achtzehn geworden, für wehrdiensttauglich befunden und hatte den Führerschein gemacht. Das Auto mußte ein Radio haben, sonst fuhr es nur halb so schnell. Das erste Mal allein über die Autobahn. Auf dem Seitenstreifen liegen welche, da hat's *gebumst.* Das erste Mal mit einer Frau schlafen: rasant. Die Desillusionierung war perfekt. Einige Verwechslungen waren da passiert. Bumsen hatte für Erotik gegolten und das (erste eigene) Auto für Mobilität und Individualität und Freiheit. Das Auto war angeschafft als Fluchtfahrzeug in eine andere Welt. Es war: Untersatz einer fertigen Existenz.

»So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier«, beginnt der Malte Laurids Brigge von Rilke seine Aufzeichnungen in Paris. So, erinnere ich mich, war das auch mit dem Autoverkehr. Bezeichnend heißt es *aussteigen.* Will man jetzt fort, braucht es ein anderes Vehikel. Wie Georg Büchner den »Lenz« beschreibt: »Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf-, bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.«

Mit den Büchern geht es weiter. Zu Fuß. Kleist schreibt einen Aufsatz »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«. Dann auch im Gehen. Beim Rasieren (naß), an der (mechanischen) Schreibmaschine, die »Monica« heißt; Autos haben Männernamen ab Werk. Gehen ist weltbewegend, nicht zu vermeiden. Was man erlebt dabei, ist, wie in einem (schlechten) Film, aus dem Leben gegriffen.

*

Paris, 31. Dezember 81. – Der Eiffelturm geschlossen. Das Aufzugspersonal streikt.

*

Ein luxuriöser Standpunkt ist das Spazierengehen, es verbindet das Angenehme mit dem Unnützen. Nur Alte, dachte ich; langweilen sich auf diese Art zu Tode. »Vorschule des Journalismus« nennt Hessel das Spazieren – »Wenn's richtig gemacht wird, wird's nur um seiner selbst willen gemacht, es ist ein Übermut wie – nach Goethe – das Dichten. Es ist mehr als jedes andere Gehen zugleich ein Sichgehenlassen. Man fällt dabei von einem Fuß auf den andern und balanciert diesen angenehmen Vorgang.« Erst 1938 hat der jüdische Schriftsteller Franz Hessel Berlin verlassen. Anfang 1941 starb er in Südfrankreich an den Folgen der Internierung, wenige Monate nachdem sich sein Freund Walter Benjamin an der spanischen Grenze, die Gestapo im Nacken, umgebracht hatte.

Aber das gehört, beiläufig, nicht hierher. Oder doch. Beim Gehen und Entdecken ist der Zusammenhang immer gegeben. Man kann am Schreibtisch sitzend spazierengehen, dann kommt man beizeiten von Kleist zur Naßrasur wie mit der S-Bahn zum Wannsee. Wichtiger Gedanke: der Fußgänger benutzt die öffentlichen Verkehrs«mittel. Er nimmt ein Taxi, das hebt gelegentlich das Selbstbewußtsein. Taxi zum Arbeitsamt. Trage einen Sommeranzug, darunter ein gebügeltes Hemd aus der Reinigung. Auf dem Gang blättert eine Frau in einem Reisemagazin. Betrachte die Schuhe der Wartenden, treffe dort ihre Blicke.

Mit den Eltern sonntags in den Wald spazieren war furchtbar. In die Naherholungsgebiete, das sind die Fußgängerzonen in der Natur, mit Parkplätzen, ausgeschilderten Rundwegen. Anschließend Einkehr. Dem Ritual, das sich etwa alle vierzehn Tage wiederholte, wurde das Fernsehprogramm geopfert. Spazierengehen war eine schmerzliche Pflicht wie Haarewaschen oder Hausaufgabenmachen. Die erzieherische Anleitung zum Gehen schuf starken Widerwillen; eine Schule des Fahrens.

Zum Beispiel die Bodenschätze Jugoslawiens. Es gab einen alten Erdkundelehrer, dem kam es nicht auf die Fakten an, er ließ sich im Unterricht *erzählen.* Die guten Noten kriegte man fürs Erzählen – da lehnte er sich zurück und träumte. Man konnte über den Lehrstoff phantasieren, durch die Welt flanieren. Klicker (sein Spitzname) war nicht der einzige Lehrer auf dem humanistischen Gymnasium, der Schüler schlug (womit die Eltern meistens einverstanden waren). Nur das Erzählen hat sonst keiner erlaubt. »Thema verfehlt« lautete üblicherweise das Verdikt.

Im Gehen tauchen Erinnerungen auf, das Bewußtsein von Versäumnissen formiert sich. Nicht zuhören können, nicht erzählen können. Der Ekel vor jeder Art von Wiederholung. Die Wege sind kurz, nur selten Um-Wege vom Bus nach Hause, die gewohnten Strecken. Kein Zeitverlust. Hektik ist das halbe Leben: Von gewollter Verlangsamung, vom Zug aufs Land ist nicht die Rede. Von nichts. Vom Alltag. Allons enfants.

*

Gifhorn, 21. Juli 84. – Eine Ansiedlung von Einfamilienhäusern. Zu jedem Bau gehören zwei Autos: Immobilien.

Ein Paar, das sich auf der Straße küßt (ein Paar das sich auf der Straße küßt): Habt ihr kein Zuhause, schimpft jemand, ein anderer sagt, die beiden sind süß, ich möchte sie fotografieren. Zwischen halb Sieben und halb Acht tummeln sich (schwarze) Anzüge und Pelzjäckchen auf dem U-Bahnhof Deutsche Oper. Auch bei den nicht klassisch Betreßten erkennt man, wohin es geht, an der Gangart: Sie werden zwei bis vier Stunden sitzen. Die Leute kommen aus dem Kino. Nachher wird über den Film geredet. Auf dem Weg in die Kneipe sind Gehversuche zu beobachten, in denen sich die Schemen von der Leinwand abzeichnen. Ein Stück geht es sich kraftvoll, leicht, beflügelt. Frühmorgens im Bahnhof einer fremden Stadt. Jemand will mich etwas fragen. Ich laufe weiter, ohne nur hinzusehen. Ich habe kein Ziel, aber einen festen Schritt. Ein Schlagerfetzen: walk like Gary Cooper ... Nachts auf dem Kudamm. Ändere das Tempo. Verhalte den Schritt. Eine Frau spricht mich an (spricht mich an?) Gehste mit? Versuch, die Place de la Concorde zu Fuß zu überqueren. Start der Afrika-Rallye. Schrittwechsel. Die Fußgängerampel zeigt rot. Es ist spät, nicht mal ein Taxi unterwegs. Der Mann geht über die Straße. Als er die andere Seite erreicht hat, drehen die im Streifenwagen den Lautsprecher auf. Haste keine Augen im Kopf? Automatische Laufbänder in den Umsteigestationen. Rechts stehen, links überholen. In der Pariser Metro riecht es nach angebrannten Sägespänen.

Berliner Tagebuch von Christopher Isherwood, Herbst 1930: »Ich bin eine Kamera mit offenem Verschluß, nehme nur auf, registriere nur, .denke nichts. Registriere den Mann, der sich am Fenster drüben rasiert, und die Frau im Kimono, die ihr Haar wäscht. Eines Tages werde ich alle diese Bilder entwickelt, sorgfältig kopiert und fixiert haben.« Die Kamera wird angerempelt, in eine Unterführung geschickt, von einem Auto geschnitten, die Kamera reiht sich in eine Schlange ein. Die Bilder sind verwackelt, unscharf, die Menschen zeigen ihren Rücken, Gebäude tauchen mit stürzenden Linien wieder auf. Isherwood beschreibt die ideale Haltung, die er als Fremder und Zeit-Berliner leichter einnimmt. Aber es geht, und darüber hinaus in Ort und Zeit. Auf dem Weg zu meiner nächstgelegenen U-Bahnstation komme ich an den Fenstern einer *Akzidenz*druckerei vorbei. Hier kreuzt sich der tägliche Weg mit einer römischen Gasse am Pantheon, wo es von kleinen Druckereibetrieben wimmelt. Die Arbeiter sitzen an altmodischen Bleisatzgeräten, dies merkwürdige Rasseln in der Luft. Balzacs Beschreibung im Eingangskapitel der »Verlorenen Illusionen« – »Die Bewegung, mit der sich die Presser bald vom Schwärzetopf zur Presse, bald von der Presse zum Schwärzetopf begeben, erinnert in der Tat leicht an den Bären, der im Käfig hin und her geht. Umgekehrt haben die Bären die Setzer Affen genannt, angesichts des Eifers, mit dem diese Männer die Lettern aus den hundertzweiundfünfzig Kästchen zusammensuchen. *.« Heute morgen an der Stelle das Schild: Fußgänger bitte andere Straßenseite benutzen. Sie sind die Letzten im Verkehr, machen alles mit, wo sie nicht anders können, und das ist fast überall in den Städten.

*

Marseille, 26. Juli 84. – Vom Bett aus sehe ich durchs Fenster das blaue Rechteck des Himmels. Darunter die Tonspur der Straße. Prénom Carmen. Kein Beethoven, natürlich.

*

Nichts geht mehr. Ich erzähle zwei Freundinnen, die ständig auf Bildungsreise sind, woran ich arbeite. *Woran?* An einem Text über das Gehen. Stoße auf Unverständnis und Widerspruch. Das sei lächerlich, völlig veraltet das Thema, ich solle mal in die großen Städte kommen, Rom, London, da sei nichts mehr möglich, die Luft verpestet, eine einzige Aufhäufung von Müll die inneren Städte, in Kirchen nur noch finde man Ruhe, Einsamkeit, Erholung. Bekomme den Ratschlag, Baudelaires Gedichte, Benjamins Passagen-Werk, »Pariser Landleben« von Aragon zu lesen, das sei aber eine Art Trauerlektüre, weil nurmehr von historischem Interesse: Les jeux sont faites. Kein aber. Etwas treibt mich aus der gemütlichen Käsespätzlekneipe in Kreuzberg in Menschenmengen, Lichterschwindel, auf den Boulevard (die Straße im Kiez ist kalt und öde, irgendwie aufgeräumt, Autos stehen dumm herum, kein Mensch sonst unterwegs), in die kannibalischen Metropolen, die sich dem Fußgänger entgegenstellen, ihn attackieren, anziehen, verschlucken. Auf der Stelle. Den Vorwurf »Romantiker« lasse ich mir gefallen.

Geschichte einer Frau, die einmal in der Woche aus den Vororten nach Paris fährt. Sie sitzt in einem bestimmten Café dem Gare du Nord gegenüber, beobachtet den Verkehr und hofft auf Unfälle. Dann hat sie daheim etwas zu erzählen. Episode aus einem Roman von Raymond Queneau. Die Geschichten notieren sich im Gehen. Zitate reihen sich aneinander und vermischen sich wie die Auslagen in den Schaufenstern mit Firmenschildern, Wegweisern, Plastiktüten, Fahrscheinen, Eintrittskarten, worin sich die Stadt selbst zitiert. Passage interdit. Werbung für Schuhe: »Geh dich frei«. Pissoirs gehören zur alten Stadtansicht. Ihre Abschaffung hat die Bewegungsfreiheit eingeschränkt; zurückgeblieben sind einige wenige

verrottete Blechbuden, wo kein Hund das Bein heben mag (hier vielleicht eine Stelle aus dem »Wendekreis des Krebses«, oder war es in »Schwarzer Frühling«?) Gehen und Stop. »Eines Tages werde ich alle diese Bilder entwickelt, sorgfältig kopiert und fixiert haben.« Ein Autohupen, ein Tritt in die Hacken, ein Kotzbrocken auf dem Asphalt wird die Ordnung zerstören und den Überblick en passant verwischen.

*

Marseille, 27. Juli 84. – »Wir machen Liebe, dabei versuchen wir, sie festzuhalten, aber unser Glück ist schon vollkommen.« (Pierre Jean Jouve)

*

Schlußsatz und Zwischenspurt: unter dem Stichwort *gehen* versammeln sich im Lexikon der Synonyme an die hundert Wörter und Wendungen. Gehen ist normales, abweichendes Verhalten. Gehen ist eine olympische Disziplin über 20 und 50 Kilometer, ein Sport für harmlose Irre, Witzfiguren. *Wie gehts?* Die Frage hat (will) keine Antwort.

Konkret 03/85, S. 46

Antoine Sanguinetti, Karl D. Bredthauer

Auf das Bündnis mit den USA verzichten

Interview mit dem Admiral a.D. der französischen Mittelmeerflotte Antoine Sanguinetti

Die Pershings sind stationiert. Der Frieden ist dadurch nicht sicherer geworden. Im Gegenteil. Der französische Admiral a.D. Antoine Sanguinetti empfiehlt den Westdeutschen, die Bindung an die USA zu lösen, aus der NATO auszutreten und die europäischen Angelegenheiten künftig allein von den Europäern regeln zu lassen. Mit Sanguinetti sprach für KONKRET Karl D. Bredthauer.

KONKRET: Die Pershing-Stationierung ist in vollem Gange, die Hälfte dieser Raketen steht schon - ist Europa nun sicherer oder unsicherer geworden? Haben die rechtbehalten, die immer sagten: Nichts wird so heiß gegessen wie gekocht?

Sanguinetti: Nein. - Was mir am meisten Angst macht, ist, daß Reagan der Wahnvorstellung erliegen könnte, er sei der Mann der Vorsehung – der Mann, der in die Geschichte eingehen wird, weil er den Kommunismus vernichtet hat. Es gibt nichts Gefährlicheres als alte Männer, die glauben, Gott sei mit ihnen. Wenn man Gott auf seiner Seite hat, ist alles erlaubt, selbst die Zerstörung Europas.

Europa ist für die Vereinigten Staaten nur unter zwei Gesichtspunkten wichtig: durch den Fakt, daß es ihr direkter wirtschaftlicher Konkurrent ist, und dadurch, daß man es andererseits nicht in die Hände der Sowjets fallen lassen kann. Das ist der Wert Europas. Der Rest ist Sentiment, Gefühle. Und Gefühle zählen nicht in der Politik der Vereinigten Staaten.

KONKRET: Die Vereinigten Staaten verlangen, daß die Europäer mehr Opfer bringen, als erstes wirtschaftliches Opfer.

Sanguinetti: In der Tat! Alles, was die europäische Wirtschaft schwächen kann, ist für die amerikanische Wirtschaft immer ein Gewinn. Mehr noch: die Zerstörung Europas würde der amerikanischen Wirtschaft nützen, weil sie einen Hauptkonkurrenten ausmerzt und damit sämtliche Märkte der Welt für sie eröffnet, die heute wir haben.

KONKRET: Im Extremfall!

Sanguinetti: Ich bin nicht sicher, ob das der Extremfall ist. Es ist jedenfalls eine amerikanische Denkweise, die sicherlich kaum in New York, wohl aber in Texas oder Kalifornien zu finden ist.

KONKRET: Was halten Sie von der Wiederbelebung der WEU? Oder der »Europäisierung« der NATO? Eröffnen solche Vorstöße einen Ausweg für Europa?

Sanguinetti: Wenn es in Europa ein Mindestmaß an Klugheit gäbe, würde es sich stärker darum bemühen, aus der Gefahr eines Atomkriegs auf europäischem Boden, sowohl von Seiten der Amerikaner als auch von Seiten der Sowjetunion, herauszukommen.

Seit mehr als dreißig Jahren reden uns die Amerikaner die Doktrin von der atomaren Verteidigung ein, weil sie für die USA die einzige Rechtfertigung bietet, das Kommando über Europa zu behalten. Geht man von einer konventionellen Verteidigung aus, ergibt sich ein ganz anderes Bild. Dann stellt Europa drei Millionen Bewaffnete und die Vereinigten Staaten 27(J 000. Es gibt also überhaupt keinen Grund dafür, daß sie das Oberkommando haben oder die Doktrin für die Verteidigung Europas aufstellen. Europa muß die Vereinigten Staaten hinauswerfen. Die US-Truppen müssen in die Vereinigten Staaten zurück, damit die sowjetischen Truppen in die Sowjetunion zurückgehen.

KONKRET: Was heißt das für die westeuropäische Sicherheitspolitik? Daß Westeuropa denselben Weg zu beschreiten hat wie die Vereinigten Staaten? Eine Supermacht zu werden wie sie, mit den gleichen Waffen?

Sanguinetti: Durchaus nicht. Europa ist der dichtbesiedeltste Kontinent dieses Planeten. Man kann in Europa keinen Atomkrieg führen, ohne alle Europäer zu töten. Ein Atomkrieg kommt zur Verteidigung Europas also nicht in Betracht. Wenn es angegriffen wird, muß Europa sich wehren, aber auf konventionelle Weise. Und ich persönlich bezweifle, daß die Sowjetunion in Europa einen Atomkrieg anfangen würde, denn bei bestimmten Windverhältnissen würde der radioaktive Fallout über Rußland niedergehen. Dies kann nicht in ihrem Interesse liegen.

KONKRET: Manche schlagen eine europäische Atommacht oder eine westdeutsche Beteiligung an französischen Atomwaffen vor. Ein realistischer Vorschlag?

Sanguinetti: Ich glaube nicht. Alles was wir in Europa erreichen können, ist stark von einem Konsens abhängig. Einerseits muß es im Westen Einvernehmen über das Verteidigungskonzept geben. Aber es ist auch erforderlich, daß die Sowjetunion die angestrebte Lösung akzeptiert. Die Sowjets würden jedoch niemals hinnehmen, daß Westdeutschland Atommacht wird, ebensowenig wie die Westeuropäer, die bereits die periodischen kriegerischen Phantastereien Deutschlands erlitten haben.

Und es wäre ein Nonsens, Westdeutschland in einer Zeit zu nuklearisieren, in der wir über die Denuklearisierung Europas diskutieren. Das liefe genau in die falsche Richtung.

KONKRET: Aber gerade jetzt sprechen die Franzosen, Westdeutsche und andere in Westeuropa über Weltraumstationen, Beobachtungssatelliten, militärische Nutzung des Weltraums überhaupt. Was halten Sie davon? Kann das nicht auch eine Hintertür zur Atommacht sein.

Sanguinetti: Es wird höchste Zeit, daß die Menschen wieder mit beiden Beinen auf die Erde zurückkommen und aufhören davon zu träumen, wie sie sich zerstören können. Wir können es uns nicht leisten, uns zu ruinieren, indem wir für unsere Rivalitäten unter Weißen Waffen herstellen und dabei vergessen, daß Milliarden Menschen Hunger sterben. Darüberhinaus kostet dér sogenannte Krieg der Sterne noch viel mehr als die Menschheit je – das atomare Wettrüsten eingeschlossen – ausgegeben hat. Das ist ein Spiel von Verrückten, das so schnell wie möglich beendet werden muß.

Reagan ist für die Weltraumrüstung, weil er weiß, daß die USA praktisch die einzige Macht der Welt sind, die sich so etwas leisten kann. Das gehört zu seinem Traum von der amerikanischen Hegemonie in der Welt. Das eigentliche Ziel der Weltraumrüstung ist im Grunde, einen Krieg führbar zu machen.

Dagegen muß man revoltieren. Die Europäer müssen sich dazu entschließen, auf das Bündnis mit den USA zu verzichten. Sie müssen sich dem Reaganschen Kreuzzug gegen die UdSSR verweigern. Wenn sie dazu nicht in der Lage sind, werden sie die ersten Opfer dieses Kreuzzugs sein.

Seit Jahren wird davon geredet, die Sowjetunion wollte in Westeuropa einmarschieren. Ich glaube nicht, daß sie wirklich diese Absicht haben. Es läge nicht in ihrem Interesse. Sie wären auch gar nicht stark genug dafür. Und sie wissen das sehr gut. Wenn man dreißig Jahre lang die Stärke der sowjetischen Armee derart aufgebauscht hat, dann vor allem, um die Atlantische Allianz und die Präsenz Amerikas in Europa zu rechtfertigen. Selbst wenn es die Gefahr einer Invasion gäbe, wäre Westeuropa stark genug, sich ganz alleine zu verteidigen. Wenn man die französische und die westdeutsche Armee zusammennimmt, ist das mehr, als die Sowjetunion in Zentraleuropa zur Verfügung hat.

KONKRET: Aber heißt nicht eine militärische Kooperation Paris-Bonn: Wiedereintritt Frankreichs in die NATO!

Sanguinetti: Alles was ich sage, ist aus dem Blickwinkel gedacht, daß die NATO verschwindet, und die USA nach Hause gehen. Wir Franzosen werden niemals wieder in die NATO eintreten. Das muß man sich immer vor Augen halten. Die Westdeutschen sind diejenigen, die austreten müssen. Alle meine Uberlegungen gehen von der Auflösung der Altantischen Allianz aus. Geschieht das nicht dann brauchen wir keine Überlegungen mehr. Dann werden die Amerikaner ihre Absicht verwirklichen und Krieg führen, mit unseren Männern, aber ausschließlich für ihre Interessen. Das ist alles.

KONKRET: Was kann man, Ihrer Meinung nach, heute tun?

Sanguinetti: Es ist dringlich, daß die Europäer unter sich darüber nachdenken, wie man die europäische Sicherheit organisieren kann, und zwar im Rahmen der KVAE von Stockholm, die dafür bestimmt ist. Unabhängig von den Amerikanern. Geschieht das nicht, dann riskieren wir, innerhalb der nächsten zwei Jahre Krieg zu haben. Das neue Handbuch der amerikanischen Armee heißt bekanntlich »AirLand Battle 86«. Das bedeutet, daß man sich jetzt beeilen muß.

KONKRET: Das klingt, als hielten Sie einen Krieg in Europa für fast unvermeidlich...

Sanguinetti: Wenn wir uns nicht aus der Allianz mit den Amerikanern lösen, fürchte ich: ja. Man darf nicht länger die Augen davor verschließen.

KONKRET: Wie steht es mit ein paar kleineren Schritten, z.B. damit, diesem AirLand Battle-Szenario die Zähne zu ziehen, ihm die militärischen Instrumente zu entziehen, z. B . die Pershings und Cruise Missiles.. .

Sanguinetti: Aber sie werden nicht abgezogen, weil die Amerikaner es nicht wollen. Die Westdeutschen haben nicht die Mittel, diese Stationierung zu verhindern. Kein europäisches Land kann das, wenn die Amerikaner nicht wollen. Das einzige Mittel ist das, was wir vor einigen Jahren getan haben: Die Westdeutschen müssen die amerikanischen Truppen auffordern, ihr Territorium zu verlassen. Wenn sie die US-Truppen nicht zum Abzug bringen, gibt es keine Möglichkeit, zu verhindern, daß sie tun, was sie wollen.

KONKRET: Ich sehe keine westeuropäische Regierung, die zu diesem Schritt bereit wäre.

Sanguinetti: Dann werden wir sterben. Man kann die Leute nicht daran hindern, Selbstmord zu begehen.

KONKRET: Und Sie meinen, die Konferenz in Stockholm bietet eine Chance...

Sanguinetti: Das ist der einzige Ort, weil dort neben den Amerikanern und den Russen sämtliche Europäer von beiden Seiten zusammenkommen, selbst die Neutralen. Die sind an diesem Thema ebenso interessiert, weil sie auch sterben müßten. Man darf nicht vergessen, daß es in Madrid die Neutralen gewesen sind, die die KSZE gerettet und die Konferenz von Stockholm durchgesetzt haben. Die Amerikaner wollten diese Konferenz nicht. Wir müssen jetzt in Stockholm über

die europäische Sicherheit sprechen, ohne uns mit der Meinung der Amerikaner aufzuhalten. Das sind Fremde auf diesem Kontinent.

Nach den beiden Weltkriegen waren es jedesmal die Amerikaner, die, obwohl fremd in Europa, die Modalitäten des Friedens bestimmt haben. 1918 gab es Wilsons 14 Punkte, die sich in eine Katastrophe verwandelt haben, denn einige Jahre später befanden wir uns erneut im Krieg. Nach 1945 gab es dann die Idee von Präsident Truman, den Atlantikpakt zu gründen, der den Warschauer Pakt nach sich zog und die Teilung des Kontinents. Es ist an der Zeit, die europäischen Angelegenheiten zu regeln, ohne daß man sich dabei auf die Meinung der USA stützt. Denn die Amerikaner regeln internationale Fragen ausschließlich unter dem Blickwinkel ihrer Innenpolitik und nach ihren ökonomischen Interessen. Der Rest ist ihnen egal. Für uns sind die europäischen Angelegenheiten zu wichtig, als daß wir sie davon abhängig machen können, wer in Amerika zum Präsidenten gewählt wurde. Dieser Irrweg muß verlassen werden.

Konkret 03/85, S. 50

Unobservierbare Unregelmäßigkeiten planvoll ausführen

Die zehn Gebote für die sicherheitsbewußten Wirtschaftsführer. Mit fünf Bildern von Ernst Kahl aus dem Zyklus »Zeter & Mordillo«

Es ist nicht untypisch für die Einäugigkeit von Organisationen wie Amnestie International oder Gesellschaft für die bedrohten Völker, daß sie *einer* verfolgten Gruppe bislang keine Aufmerksamkeit zu schenken bereit waren, deren Lebensbedingungen nahezu unerträglich geworden sind. Obwohl ihre Mitglieder mitten in Gesellschaften des freien Westens leben, werden ihnen die unveräusserlichen Menschenrechte wie die auf Freizügigkeit, auf Freiheit von Furcht und auf freie Berufsausübung mehr und mehr beschnitten.

Es handelt sich um die gesellschaftliche Randgruppe der »Führungskräfte aus Wirtschaft und Industrie, wie auch exponierte Wissenschaftler«. Ihre Arbeitsplätze sind, wie der »Spiegel« ermittelte, bereits »ausgestattet wie Hochsicherheitstrakte«. Im Büro wie im Mercedes müssen sie hinter Panzerglas schmachten, umkreist von meterhohen Betonmauern, Überwachungskameras, Flutlichtanlagen und bewaffneten Wächtertrupps werden sie ihren Mitmenschen entfremdet.

Von dieser Isolationsfolter redet natürlich wieder mal kein Schwein. Und keiner nennt den humanitären Zweck, der hinter den jährlichen Aktionärsversammlungen steckt: die Zusammenführung der Gefangenen aus der BDI-Fraktion zu interaktionsfähigen Gruppen!

Kein Wunder, daß manche Mitglieder der bedrohten Minderheit bereits Zeichen erheblicher psychischer und geistiger Störungen aufweisen. So berichtet wiederum der »Spiegel« von dem ehemaligen Chef eines deutschen Versicherungsunternehmens, der in seinem Büro einen größeren Ravioli-Vorrat anlegte und auf dem Gebäudedach eine Hubschrauber-Abwehr installierte – aus Angst vor Belagerung oder Entführung.

Dabei sind die Betroffenen noch glücklich dran, wenn sie im freiesten Staat der deutschen Geschichte leben. In Italien oder in den USA leben sie heute schon wie in Schutzhaft (und müssen das Wachpersonal auch noch selber anstellen und bezahlen). Ganz zu schweigen von den Metropolen Mexikos, Venezuelas oder Argentiniens, wo sich in den Wohngegenden dieser Randgruppe bereits eine Architektur durchgesetzt hat, die unter dem Stilbegriff »Stammheimer Bauhaus« in die Kunstgeschichte eingehen könnte.

Wo soll das enden? Soll ein bißchen Wohlhabenheit in Zukunft mit lebenslangem Aufenthalt im privaten Atombunker bezahlt werden müssen? Nun, so weit ist es noch nicht. Und die BDI-Fraktion will es so weit auch nicht kommen lassen. In ihrem Info-Dienst »Handelsblatt« hat ein Rainer A. H. von zur Mühlen (ein sicherer Name, wo sucht man den im Telefonbuch: unter V, Z oder M?) den Betroffenen zehn konspirative Verhaltensgebote aufgeschrieben, die hier – geringfügig gekürzt – im Originaltext wiedergegeben werden sollen:

1. Unbekannten die Tür öffnen, ist immer ein Risiko. Dies sagt man Kindern, auch Erwachsene sollten sich daran halten.

2. Besondere Gefahrensituationen ergeben sich, wenn man das Haus verläßt oder dahin zurückkehrt. Die Sicherheit wird sehr stark erhöht durch Unregelmässigkeit im Lebensrhythmus. Auf keinen Fall darf man sich so verhalten, daß Außenstehende die Uhr danach stellen können. Verlassen Sie daher das Haus oder das Büro nicht jeden Tag zur gleichen Zeit.

3. Lassen Sie sich von Ihren Mitarbeitern helfen, unobservierbare Unregelmäßigkeit planvoll durchzuführen.

4. Aufmerksamkeit für das Umfeld hilft Gefahren zu erkennen. Personen, die sich bei Nachbarn nach jemandem erkundigen, Fahrzeuge, die wiederholt in der Nähe stehen, oder Passanten, oftmals auch Pärchen, die beobachten oder fotografieren, sollten zu erhöhter Wachsamkeit anregen.

5. Lassen Sie durch die für die Sicherheit Ihres Hauses zuständigen Mitarbeiter Kontakt zur örtlichen Polizei aufnehmen und Verdächtige gegebenenfalls überprüfen. Die Polizei zeigt sich äußerst kooperativ.

6. Wechselnde Fahrzeuge, möglichst auch wechselnde Fahrzeugtypen unter Einschluß kleinerer Wagen, erschweren dem Gegner die Vorbereitung seiner Tathandlung.

7. Wichtig ist auch, daß man unterschiedliche Fahrtrouten wählt. Dabei darf es nicht darauf ankommen, immer nur den allerkürzesten Weg zu wählen.

8. Beziehen Sie Ihr Umfeld in die Sicherheitsplanungen mit ein. Es ist gerade wichtig, daß z.B. die Sekretärin, der Assistent, Hausangestellte und Mitglieder des Haushalts aktiv an der Sicherheit mitwirken, Beobachtungen weitergeben, aber z.B. unbedachte Auskünfte nach Aufenthaltsorten, Rückkehrzeiten etc. vermeiden.

9. Zu dieser Umfeldmithilfe gehört auch, daß z.B. vermieden wird, durch äußere Anzeichen Verhalten berechenbar zu machen. Wenn man das Haus verläßt, löscht man zuvor das Licht. Tun Sie es nicht. Lassen Sie ruhig gelegentlich das Licht brennen. Verhindern Sie aber durch das Zuziehen der Vorhänge, daß man in Ihr Büro oder auch in Ihr Wohnhaus hineinschauen kann. Lassen Sie in Ihrem Büro morgens schon Licht anmachen, auch wenn Sie noch nicht anwesend sind.

10. Ihr Fahrer sollte ein spezielles Sicherheitstraining für Cheffahrer durchlaufen.

Für Leute, die seine Ratschläge befolgen, hat Sicherheitsberater zur Mühlen auch Trost bereit: »Nüchtern betrachtet ist die Wahrscheinlichkeit, mit dem Dienstwagen tödlich zu verunglücken, um ein Vielfaches höher als die Wahrscheinlichkeit, durch einen terroristischen Anschlag getroffen zu werden.« Er hat vergessen hinzuzufügen, daß dieses günstige Wahrscheinlichkeitsverhältnis durch die extensive Befolgung seines 7. Gebots noch weit günstiger gestaltet werden kann.

Konkret 03/85, S. 52

Konrad Ege

Ein Yuppie

Seine Nachbarn kennen Bernhard Goetz, 37 Jahre alt, wohnhaft in New York, als einen ruhigen Mann. Goetz ist ein Computerspezialist, der als selbständiger Berater arbeitet, auch an Geheimprojekten für die Regierung. Er ist schlank, blond, sieht »germanisch« aus, wie eine New Yorker Zeitung zu berichten weiß. Zur Schule gegangen ist er in einem Privatinstitut in St. Gallen. Der Vater war Millionär. Grundstücksspekulationen in Florida.

Bernhard Goetz ist ein Prototyp der Bevölkerungsgruppe »Yuppies«, der »Young Upbard by Mobile Professionals«, der jungen Aufsteiger, die schnell Karriere gemacht haben, gut verdienen, konservativ sind und das gute Leben leben wollen. Ihre Sorgen gelten ihrem Verdienst, ihren Geldanlagen, ihrem Fit-sein und dem, was all dies bedroht: Kriminalität. Auch Goetz ist vom Problem Straßenverbrechen in Anspruch genommen, nachdem er vor einigen Jahren überfallen wurde. Über eine halbe Million Verbrechen werden jedes Jahr in New York registriert. Goetz hat drei Schlösser an der Tür seines Appartement. Am Haupteingang seines Wohnhauses in der 17. Straße steht ein Pförtner. Goetz engagiert sich auch in einer Nachbarschaftsorganisation .

Sie will die 17. Straße verschönern und die Rauschgifthändler loswerden, die dort gute Geschäfte machen. Die Nachbarn sagen, Goetz habe voreingenommen – rassistische – Kommentare über das Verbrechensproblem gemacht. Er ist auch nicht damit zufrieden, nur über Verbesserung zu reden. Weil ihn ein Zeitungsstand vor seinem Haus störte, zündete er ihn an. Er beantragte auch einen Waffenschein. Wurde abgelehnt. Goetz kaufte sich trotzdem eine Pistole.

Kurz vor Weihnachten ging Goetz Antikriminalitätskampagne in eine neue Runde. An seiner U-Bahn-Haltestelle an der 14. Straße steht in großen Buchstaben »Goetz rules Niggers« (Goetz beherrscht die Nigger). Der germanische Goetz ist für die angeblich liberale Tageszeitung »Washington Post« ein neuer amerikanischer Volksheld.

Am 22. Dezember letzten Jahres sitzt Goetz zusammen mit etwa zwanzig Personen in einem U-Bahnwagen der IAT-Linie, die unter Manhatten fährt. Vier junge Männer setzen sich in seine Nähe. Sie sind laut machen Radau. Einer von ihnen bittet Goetz um Feuer für eine Zigarette. Rauchen in der U-Bahn ist verboten. Ob Goetz denn wisse, wie spät es sei. Schließlich stellt sich einer der vier vor Goetz und fragt ihn, ob er ihm nicht fünf Dollar geben könne. »Ich habe für jeden von Euch fünf Dollar«, antwortet Goetz, zieht eine mit Silber beschlagene Pistole aus dem Hosenbund und schießt, trifft. Goetz hält inne, schießt und trifft wieder. Und noch zweimal. Einer der vier ist noch nicht auf dem Boden. Goetz schießt noch einmal, blickt sich um. Eine Frau liegt am Boden. Goetz überzeugt sich, daß ihr nichts fehlt. An der nächsten Haltestelle spricht er kurz mit dem Schaffner, der ihn fragt, ob er ein Polizist sei. Goetz verneint, springt auf das Gleis und flieht.

Eine Suchaktion der Polizei im Tunnel der U-Bahn ist erfolglos. Die Polizei gibt eine Telefonnummer bekannt, über die Tathinweise gegeben werden können. Hunderte rufen an, aber nicht mit Tathinweisen. Sie geben ihrer Meinung Ausdruck, daß der Täter unschuldig sei. Eilig durchgeführte Meinungsumfragen haben das gleiche Resultat. Die überwiegende Meinung der Befragten meint, der Revolvermann habe nur sein Recht auf Selbstverteidigung wahrgenommen. Die »New York Post«, die amerikanische »Bild«-Zeitung, schreibt, die Schüsse des Täters seien durchaus verständlich. Im Detail wird berichtet, die vier Niedergeschossenen hätten alle Vorstrafen, hätten Schraubenzieher bei sich getragen.

Für die guten Bürger New Yorks ist der Fall klar. Selbstverteidigung. Der Fall ist besonders klar, da der Schütze weiß ist und die Niedergeschossenen, die ihn angeblich mit ihren Schraubenziehern bedrohen wollten, schwarz. Einer der vier, Darrel Cabey, 19 Jahre, liegt im St. Vincent Krankenhaus in New York. Die Ärzte wissen nicht, ob er überleben wird. Cabey ist bewußtlos, er wird künstlich beatmet. Seine Beine sind gelähmt. Er saß Goetz gegenüber, als der zu schießen anfing. Eine Kugel durchschlug Cabeys Wirbelsäule. Die anderen drei, Barry Allen, 18 Jahre, James Ramseur und Troy Canty, je 19 Jahre, kamen besser weg. Sie haben Schußwunden im Rücken. Nach Goetz erstem Schuß hatten sie versucht wegzurennen. Alle vier sind arbeitslos, wie die meisten Jugendlichen, die in der Bronx wohnen dem Stadtteil in New York, der von Präsidentschaftskandidaten immer dazu benutzt wird, um fernsehgerecht zu illustrieren, daß die Wirtschaftspolitik des Vorgängers erfolglos gewesen sei.

Anfang Januar stellt Goetz sich der Polizei. Er habe geschossen, gibt er an, habe aber keine Kugel mehr gehabt. Außerdem habe er den vier Schwarzen die Augen mit einem Schlüssel ausstechen wollen. Nein, er habe nicht um sein Leben gefürchtet, als Canty ihn um die fünf Dollar fragte, das Schießen auf die vier sei etwas gewesen, »das getan werden mußte«.

Auch nachdem die »New York Daily News« diese Details über die Vernehmung von Goetz veröffentlicht, ändert sich das Stimmungsbild nicht. Bernhard Goetz Verteidigungskomitees formieren sich, um Geld für seine Kaution und seinen Verteidiger zu sammeln. Ein New Yorker Senator stellt sich als Entlastungszeuge zur Verfügung. Stimmen gegen Goetz

hört man kaum. »In New York City gibt es auf dem Gebiet der Kriminalität keine Liberalen mehr«, resümiert der Kriminologe James Wilson. »Alle Liberalen sind schon einmal überfallen worden«.

Nur aus der schwarzen Bevölkerung kommt Protest. Der Abgeordnete Charles Rangel aus Harlem bezweifelt, daß die Reaktion der Bevölkerung dieselbe gewesen wäre, wenn ein schwarzer Täter vier weiße Jugendliche niedergeschossen hätte. Nicht einmal John Wayne, so der Pfarrer Herbert Daughtry, ein schwarzer Aktivist, hätte einem Verbecher in den Rücken geschossen .

Goetz ist auf freiem Fuß. Zu einem Verfahren wegen versuchten Mordes oder Totschlags wird es jedoch nicht kommen. Ein Geschworenengericht weigerte sich in geschlossener Sitzung, gegen Goetz Anklage zu erheben.

Starke weiße Männer wie Bernhard Goetz haben Konjunktur in den USA. Die weißen Männer, die in den sechziger und siebziger Jahren etwas von ihrem Privilegien abtreten mußten, an nationale Minoritäten, an Frauen, machen ihren Herrschaftsanspruch wieder offen und unverblümt geltend. Es ist wieder gefragt stark, rücksichtslos und männlich zu sein. Nicht nur Bernhard Goetz profitierte davon, Ronald Reagan auch. Zwei Drittel der weißen Männer haben für ihn gestimmt. Ein republikanischer Meinungsforscher gab an, Reagan habe bei dieser Bevölkerungsgruppe so gut abgeschnitten, weil er klar machte, daß die USA wieder wer seien und nicht mehr herumgeschubst werden könnten. Schon gar nicht von kleinen Ländern. Bernhard Goetz gibt derselben Stimmung Ausdruck. Die Weißen können nicht mehr herumgeschubst, angepöbelt oder bedroht werden. Schon gar nicht von Schwarzen. Ronald Reagan ist in Grenada einmarschiert. Bernhard Goetz hat in der U-Bahn vier schwarze Jugendliche niedergeschossen.

Konkret 03/85, S. 56

Hannelore Heinrichs

Mahalo

Verdammt in alle Ewigkeit. Pearl Harbour. Elvis letzte Show. Hula-Hula. Aloha – Hawaii. Manhattan in der Südsee. Beton und Palmen. Geht das? Es geht. Und wie. Ankunft Honolulu Airport. Fast Mitternacht. Feuchtwarme, laue Tropenatmosphäre. Man : schwitzt und flucht, der Marsch 2 V zur Gepäckausgabe scheint '~' nicht nur, ist kilometerlang. Dann in den klimagekühlten Bus, Grippe ist vorprogrammiert. Jetzt von unten durch die Lichterkette mit Namen Honolulu, Insel Oahu. Waikiki, Hotelenklave. Ein Hilton jagt das nächste. Kilometerhoch. Sehen alle gleich aus, wie die Japaner, denkt man. Doch man lernt. In der Hotelhalle ein Hawaii-Hemden-Kitsch-Bazar am anderen. Überall Magnum-Poster in Lebensgröße. Tom Selleck, der Star aus der US-Serie, die auf Hawaii gedreht wurde. Die Realität hält mit der Serie nicht stand. Sie ist beeindruckender, weil wirklich. Im Hotelzimmer. Enttäuschung. Kein Meeresblick? Wozu nach Hawaii fahren? – Die ortsansässige Reisefrau, Ex-Berlinerin mit amerikanischem Akzent und weißem Cadillac, besteht darauf mich den Einheimischen vorzuführen. In einer der Bars des Hotels »Ala Moana«, Luxuskategorie, von atemberaubender Scheußlichkeit. Plüsch soweit das Auge reicht. Werde der Tischrunde vorgeführt, sie sehen alle gleich aus wie Japaner, sind aber, bis auf eine Ausnahme, Koreaner. Fröhlich, redselig, den Tourismus fest im Griff. Die einzige Frau in der Runde, sehr schön und sehr jung, ist der Boss des Ladens. Muß viele »Bloody Marys« trinken (Gastfreundschaft laß nach).

Überraschung am Morgen. Meeresblick und nahezu halb Waikiki Beach gen Osten. Wundervoll. Bei den Pünktchen im Meer, weit draußen im »Surf« handelt es sich um Surfer und nicht um Pickel. Möchte unbedingt sofort und auf der Stelle ins Meer springen. Mache mich auf den Weg, finde einen kleinen Durchgang zwischen den Betonklötzen. Und dann am Strand. Werde angemacht, weil ich mein Handtuch an einer Stelle fallenlasse, an der der Tretboothöker seinen Sonnenschirm immer aufstellt. Murmele eine schläfrige Entschuldigung und tapse weiter. Meiner Morgenmuffelei bekommt sowas gar nicht. Was will ich auch morgens um Acht in diesem Meer. Aber der Morgen ist noch nicht zu Ende. Fünf Meter weiter grüßt mich ein Mensch sehr freundlich. Ich ihn auch. Denke, daß er einer aus der Saufrunde vom Vorabend ist. Ganz falsch (sie sehen doch alle gleich aus). Er kommt hinterher gewieselt und: »I wanna make love to you...«. Du meine Güte. Morgens um Acht.

Es reicht. Ich will frühstücken. Da ich durch einen Hintereingang die Cafeteria betrete, entgeht mir das Schild am Eingang »Please wait to be seated« (Bitte warten, bis man Ihnen einen Tisch zuweist). Ich setze mich an einen freien Tisch, was zu erheblichen Irritationen beim Bedienungspersonal führt. Es tauchen etliche auf, und verschwinden wieder, ohne daß ich eine Bestellung loswerde. Aber dann klappts doch. Wohltuende amerikanische Sitte: man bekommt soviel Kaffee nachgeschenkt wie man nur eben vertragen kann. Ich kann.

Erneuter Versuch Richtung Strand. Entdecke nicht weit von meinem Hotel entfernt ein Fleckchen Strand mit Palmen. Ich brauche dringend Schatten, da die Sonne erbarmungslos vom Himmel knallt, und meine Haut schon auf dem kurzen Fußweg zum Strand die Farbe gekochten Hummers annimmt. Am Strand Gerangel um die Palmen. Ich bin nicht der einzige Hummer. Ab ins Wasser. Badewanne ist nix dagegen. Lauwarm. Leise Brandung. Der »Surf« wird glücklicherweise durch ein kleines Riff aufgehalten. Wieder aalen am Strand. Immer rund um die Palme. Der Sonne entkommen. Strandleben beobachten. Vorherrschende Mundarten: deutsch und japanisch. In Las Vegas war die Friseur-Weltmeisterschaft. Tags drauf murmelt der Insel-Reiseführer was von deutscher und japanische Invasion.

Aber noch ist der Tag nicht vorbei. Der Sonnenuntergang steht bevor. Rauf auf den Balkon, ein Fläschchen Bier, ein Fotoapparat, Beine hoch... und dann kommts: einer der wahnsinnigsten Sonnenuntergänge... Ach was, weder bin ich Gauguin, noch bin ich Hemingway... Ich kanns einfach nicht beschreiben. Kitschpostkarten kaufen – so siehts aus. In schwarz auf weiß:

Konkret 03/85, S. 59

Günter Amendt

Geschichte ist ein schwarzes Loch

Wer war das? Wer waren diese kleinen Poppermonster, die das ZDF Ende Januar in seiner Talk-Show um »5 nach 10« aufbot und darüber mitdiskutieren ließ, wie man den 8. Mai 1985 feiern solle und ob überhaupt?

Mehrheitlich gaben die zwischen siebzehn und zwanzig Jahre alten zu verstehen, die ganze Frage sei nicht ihr Cola. Nur eine Sorge schien sie wirklich zu bedrücken: im Ausland angerempelt und als Deutsche angepöbelt zu werden. Warum also die Geschichte wieder aufrühren?

Woher nehmen diese kids ihre Unbefangenheit, was läßt sie so selbstsicher auftrumpfen und unberührt schwadronieren? Sind sie die Wendegeneration? Nehmen sie das Stichwort nur auf, das Kanzler Kohl in Israel ausgegeben hatte und das ihn selbst, den bei Kriegsende gerade Fünfzehnjährigen, wie alle nachfolgenden Generationen, von Schuld freisprach und aus der Kollektivscham entließ?

Wie das klingt: Scham und Schuld. Damit darf man wohl nur Jugendlichen im andern Deutschland kommen. Jugendliche, die sich hier angesprochen fühlen, sind im Sinne der herrschenden Geschichtsschreibung Außenseiter und Abweichler. Denn man hat gelernt: Der 8. Mai '45 war »die Stunde Null«. Davor liegt eine »dunkle Vergangenheit« ohne jeden Bezug zur Gegenwart, danach kamen Wiederaufbau und »Wiedergutmachung«, der perfideste und schamloseste Begriff, unter dem ein Volk je die Verbrechen seiner Geschichte zu tilgen versuchte.

Der 8. Mai 1945 – Befreiung vom Faschismus? War es auf die spätere Bundesrepublik Deutschland bezogen vielleicht doch nur das Ende eines Krieges?

Nun, vierzig Jahre danach, stellt eine neue Generation die Fragen an die eigene Geschichte gänzlich unbefangen, wenn sie überhaupt Fragen stellt. Das war so gewollt, das war so angelegt, das war mit Vergangenheitsbewältigung immer gemeint, das werden die staatlichen Rituale des Gedenkens bestätigen.

Man wird diesen Tag in der Bundesrepublik als lästige, von außen aufgezwungene Pflichtveranstaltung hinter sich bringen. Es gibt schließlich keinen Grund, den 8. Mai als »Sieg des kommunistischen Sozialismus über den Faschismus zu feiern.« Es wäre vielmehr, so CDU-Generalsekretär Geissler, besser gewesen, »wenn beide damals aus der Weltgeschichte verschwunden wären«.

Geisslers Nazi-Phantasien, der Traum der deutschen Militärs, gemeinsam mit den Westalliierten in einem zweiten Anlauf gen Osten zu ziehen, um doch noch das Kriegsziel zu erreichen und den Bolschewismus auszurotten, steht in der Tradition der berüchtigten 'Sonntagsreden' von Vertriebenenfunktionären, die zu den fünfziger Jahren gehören wie Nierentische und Phonotruhen, wie Ostermarsch und Adenauers machtpolitischer Zynismus. Nur sind sie heute ungleich bedrohlicher, denn in den vierzig Jahren seitdem haben sich Phantasie und die Chance ihrer Verwirklichung gefährlich angenähert. Nach Wiederaufbau und Wiedergutmachung kamen Wiederbewaffnung und Wiederaufrüstung – bis auf den Stand der »Pershing II«-Technologie, die den finalen Schritt von der Phantasie zur Wirklichkeit auf drei Minuten schrumpfen läßt.

Die Reden von Vertriebenen-Funktionären waren damals als Provokation so kalkuliert, wie es die Reden ihrer Nachfolger heute sind. Sie wissen, wonach sie verlangen, sie kennen die Folgen und billigen sie. Und dennoch bedarf der Revanchismus keiner Vertriebenenorganisation. Er sitzt, um es in Anlehnung an einen Satz Rudi Dutschkes zu sagen, in den Institutionen selbst. Wo er drin sitzt, macht er sich breit, wo er draußen stand, sickert er ein.

Das wohl, auch an seiner eigenen wechselvollen Geschichte gemessen, brisanteste Wendemanöver vollzieht zur Zeit der »Spiegel« . In seinen Artikeln über Herpes, Aids und Psychoanalyse betätigt er sich als Vortrupp einer neuen Moral, seine Serien über Jalta, den KGB und den »Zusammenbruch« lassen die Anstrengungen erkennen, in redaktioneller Heimarbeit selbst zu erledigen, was der »Stern« mit Hilfe eines Kaufaktes zu erreichen versuchte. Der »Spiegel« kam billiger zu seinen Fälschungen. Die Unionsparteien aber »könnten teure Seminare und Referenten einsparen und an ihrer Stelle die Serien aus dem Spiegel verteilen«. Hohes Lob von dem gestandenen rechtsradikalen Publizisten Reginald Rudorf.

Im Fernsehen genießt Revanchismus nicht nur in Löwenthals »ZDF Magazin« und in Lojewskis »Report« Heimatrecht, der schleichende, alltägliche Revanchismus ist in fast allen Redaktionen zuhause. Unentwegt und hemmungslos reden sie in den Sportsendungen auf allen Kanälen von Deutschland, wenn sie die Bundesrepublik meinen, selbst der Kommentar zur ZDF-Wetterkarte schafft es, »das Wetter über Deutschland« heimholend zu präsentieren. Da reicht ein Tief von der Ostsee bis Norditalien im Wetterbericht »von Estland bis Südtirol«.

»Der Kampf um Worte gerät zum Machtkampf«, erklärte der Kanzler zur Eröffnung der Buchmesse, wo er vor einem Publikum von Gebildeten über das Verhältnis von Sprache und Politik sich ungestört auslassen durfte. Die als Mittel der politischen Indoktrination ausgegebenen Sprachregelungen sind angekommen und werden weitgehend akzeptiert.

Wo geschichtliche Erfahrung so gnadenlos verdrängt wird, muß sich in der sogenannten Jugend Widerstand regen, wenn die alten Themen wieder und wieder aufgetischt werden.

Da sind die Berührungspunkte zwischen neuen Faschisten und Teilen des grünalternativen Spektrums. Beide beanspruchen einen Unbefangenheits-Bonus, der, das ist logisch, einem zwanzigjährigen Funktionär der »Jungen Union«, der im »Schlesier« die NATO-Strategie als fiction-story preisgibt, ebenso zugestanden werden muß, wie einer Delegation von Grünen, die in ihrer Beziehung zu Israel eine »deutsche Sehnsucht nach Normalität« (Frankfurter Rundschau) erkennen läßt.

Die in diesen Tagen häufig beschworenen »Lehren aus der Geschichte« bergen für die Opfer des Faschismus eine bittere Erkenntnis. Die neuen Jugendgenerationen finden nur noch unter größten Anstrengungen direkten Zugang zur Geschichte ihres Landes. Geschichte ist ein schwarzes Loch,

Nur ein Weg bliebe offen, ein Umweg, über den sich die eigene Geschichte rekonstruieren ließe. Es sind die Lehren aus der Geschichte anderer Völker, die Lehren aus dem Faschismus der Gegenwart und dessen stiller Duldung oder offener Unterstützung durch die Mächtigen des eigenen Volkes.

Auch dieser Gedanke wurde Ende Januar in der ZDF Talk-Show ausgesprochen. Ein junges Mädchen kam darauf.

Konkret 03/85, S. 60

Werner Heine

Vorwärts und vergessen

Den Gewerkschaften laufen die Jugendlichen davon

Vor ein paar Jahren kolportierten Hamburger Sozialdemokraten eine bittere Anekdote: Den Genossen in Altona sei es gelungen, ein neues Mitglied im Juso-Alter für die Partei zu werben. Aber dann habe sich leider herausgestellt, daß der junge Mann wegen Schwachsinns entmündigt war.

Das war zur Glanzzeit Schmidt'scher Kanzlerschaft. Nach Brokdorf, Gorleben, Berufsverboten und Nato-Doppelbeschluß waren die Jungsozialisten, deren Bundesvorstand selbst SPD-Mitglieder nicht einmal mehr dem Namen nach kannten, politisch bedeutungslos geworden. Bei Wahlen in Hamburg ging ein Viertel der Jungwähler erstmals zu den Grün-Alternativen über.

Der Konflikt, den die regierenden Sozialdemokraten mit einer ganzen Generation Jugendlicher angezettelt hatten, blieb nicht auf die Partei begrenzt. Ende letzten Jahres schlug der Deutsche Gewerkschaftsbund Alarm. Ihm waren 1983 vier Prozent des Nachwuchses abhanden gekommen – die Gewerkschaftsjugend hatte per Saldo 47.000 Mitglieder verloren. Das lag deutlich über dem Trend. Der DGB verlor insgesamt nur 1,3 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Klaus Westermann, Bundesjugendsekretär beim DGB, stellte im Verbandsblatt »Solidarität« die Frage: »Laufen den Gewerkschaften die Jugendlichen davon?«

Einige Antworten gab Westermann gleich selbst. Zunächst: die Einzelgewerkschaften sind unterschiedlich betroffen. Die IG Bau, die IG Bergbau, die GEW, die Gewerkschaften Gartenbau und Post hatten Zuwächse an Mitgliedern unter 25 Jahren. Der Negativsaldo entstand durch hohe Verluste der IG Metall, der Gewerkschaften Holz, Textil, Leder und der IG Druck und Papier, die 12,6 Prozent der Jugend einbüßte.

Die unterschiedliche Entwicklung geht zum Teil auf die Beschäftigungslage in den einzelnen Branchen zurück. Wo Arbeitsplätze vernichtet werden, nimmt auch der Mitgliederstand ab, wo Ausbildungsplätze eingespart werden, kann die Gewerkschaftsjugend nicht wachsen – wie zum Beispiel in der Druckindustrie. Hinzu kommt, daß der Großteil der Auszubildenden nur noch im Handwerk und in Kleinbetrieben eine Lehrstelle findet, wo der gewerkschaftliche Organisationsgrad seit jeher niedrig ist. Der Anteil von Lehrstellen in den großen Industriegebieten, wo Berufsanfänger von aktiven Gewerkschaftsgruppen angeworben werden, geht zurück.

Daß außerdem zur Zeit etwa 1,1 Millionen Jugendliche von den Gewerkschaften nicht erreicht werden können, weil sie entweder arbeitslos sind oder in Schulungs- und Förderkursen auf einen Ausbildungsplatz warten, mag zwar auch einen Teil des Rückgangs erklären, kann aber die Abteilung Jugend in der Düsseldorfer Zentrale nicht in Sicherheit wiegen. Klaus Westermann sieht die wahre Ursache des Mitgliederschwunds in »erheblichen gewerkschaftlichen Defiziten«.

Als Beispiele dafür zählt er auf: die wachsende Skepsis gegenüber Großorganisationen, ausbleibender Erfolg bei der Beschaffung von Arbeitsplätzen, der »Neue Heimat«-Skandal sowie manche gewerkschaftliche Position zur Umweltpolitik. Ökologischen Fragen werde nach Ansicht der Jugendlichen »nur unzureichend Rechnung getragen«.

Das ist vornehm ausgedrückt. Man könnte es auch anders sagen: Der politisch interessierte Jugendliche, der gegen Atomkraftwerke und Wiederaufbereitungsanlagen, gegen Buschhaus und Donau-Kanal, gegen Startbahn West und neue Autobahntrassen, gegen Insektizide und Holzschutzmittel protestiert, findet gewerkschaftliche Betriebsgruppen, Einzelgewerkschaften oder eine solide DGB-Mehrheit auf der anderen Seite. Der Kampf um die Erhaltung von Arbeitsplätzen trägt zuweilen irrationale Züge. Die IG Bergbau, die von Atomkraftwerken zu profitieren glaubt, weil ein Vertrag mit der Stromindustrie den Kohlepfennig (für die Bergbau-Unternehmer, versteht sich) abwirft und Kohlefördermengen garantiert, verbreitet unbeirrbar das längst widerlegte Märchen vom billigen Atomstrom. Sie übertrifft darin bei weitem die Versorgungsunternehmen, die auf die Kernkraft setzen, solange Steuerzahler und Verbraucher alle Vorlauf- und Folgekosten tragen.

Der Arbeitsplätze wegen machen sich Betriebsräte für Rüstungsproduktionen und Waffenexport stark, einschließlich der U-Boote für Chile oder der Kriegsschiffe für das inzwischen gestürzte Regime in Argentinien. Andererseits üben sich Gewerkschafter aus den Vorstandsetagen in feinem Protokoll, wenn es um Solidarität mit Bedrängten geht. Der Jugendliche, der den streikenden Bergarbeitern in Großbritannien beistehen möchte, muß lernen, daß Kleidersammeln für deren Kinder zwar erwünscht ist, nicht aber die gemeinsame Kundgebung, weil die Miners nicht im richtigen internationalen Dachverband sind. Will er die Sandinisten in Nicaragua unterstützen, dann ist er sich zwar einig mit der Gewerkschaftsjugend, die auf Solentiname, der Insel Ernesto Cardenals, ein Ausbildungszentrum baut. Aber der uneingeschränkten Solidarität widersprechen führende Funktionäre unter Hinweis auf eine angeblich mangelhafte Bürgerrechtssituation .

Solche Widersprüche fördern die antigewerkschaftlichen Ressentiments bei vielen Grünen. Für sie ist der DGB einfach nur mitverantwortlich für die Lage, der ihr Protest gilt. Wenn Joschka Fischer von »den Mächtigen« redet, dann nennt er Kapital, Kirche und Gewerkschaften in einem Atemzug – eine Sichtweise, die einem Vertrauensmann bei Arbed Saarstahl oder einem DGB-Rechtssekretär sehr realitätsfern vorkommen muß.

Daß ein Teil der Jugend Opfer und Täter nicht mehr unterscheiden kann, kommt nicht von ungefähr. Der DGB hat durch seine reformistische Politik kräftig dazu beigetragen. Wer mit dem Aufruf zu ein paar Gedenkminuten Widerstand gegen die Raketenstationierung vorzutäuschen versucht, darf sich nicht wundern, wenn die Entfremdung wächst. »Daß die Gewerkschaftsbewegung immer auch eine Friedensbewegung ist, haben wir jungen Leuten nicht zu allen Zeiten ausreichend deutlich machen können«, klagt Horst Klaus vom IG-Metall-Vorstand, und diese Klage ist so alt wie die falsche Politik.

Als der DGB 1949 gegründet wurde, hatte die Gewerkschaftsjugend zwei klare Ziele: sie war gegen Militarismus und gegen Kapitalismus. Ein Jahr später, im Sommer 1950, brach der Korea-Krieg aus, und nur drei Monate danach ergänzte der DGB-Bundesvorstand sein Nein zur Wiederbewaffnung mit dem Zusatz: »Andererseits sind sich die deutschen Gewerkschaften darüber klar, daß eine Verteidigung der westlichen Kultur und der persönlichen Freiheit auch an Deutschland Anforderungen stellt, denen sich das deutsche Volk nicht verschließen kann . « Es müsse allerdings »die demokratische Kontrolle aller militärischen Formationen und besonders ihres Führerkorps gesichert sein«. Diese Voraussetzung sei jedoch »z.Zt. nicht gegeben«.

Es kam, wie es kommen mußte. Adenauer verabredete mit den Westalliierten eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft, nachdem er sich des Stillhaltens der Gewerkschaften versichert hatte, und unterzeichnete 1954 den Beitritt der BRD zur Nato. Die Gewerkschaften protestierten bis zur Ratifizierung der Verträge im Parlament. Die Gewerkschaftsjugend mobilisierte eine »Nie wieder«-Bewegung mit Song-Gruppen, Ausstellungen, Laienspiel und Kundgebungen.

Im DGB-Vorstand wurde sogar die Möglichkeit eines Generalstreiks besprochen und dann ein für allemal entschieden: kein politischer Streik gegen die Entscheidung eines Parlaments. Es siegte die Linie, die den bürgerlichen Klassenstaat mittragen wollte, um ihn dann, irgendwie, von innen heraus netter zu gestalten.

Die gewerkschaftliche Jugendbewegung, die bis zur Mitte der fünfziger Jahre einen beispiellosen Aufschwung erlebt hatte, endete in Resignation. Ab 1955 ist in Kongreßprotokollen von einer Nachwuchs-Krise die Rede. Pazifismus und Wiedervereinigung, die Utopien der frühen Jahre, werden aufgegeben. Die jungen Arbeiter gehen zur Bundeswehr, wo man billig den Führerschein machen kann, und die Kontakte zur Gewerkschaftsjugend der »sowjetisch besetzten Zone« werden zur Zeit des KPD-Verbots als Kollaboration mit dem nationalen Feind denunziert, bespitzelt und kriminalisiert.

In den Zellenblocks der Nazi-Gefängnisse hatten sich kommunistische und sozialdemokratische Gewerkschafter noch geschworen, aus der Spaltung der Arbeiterbewegung Lehren zu ziehen. Aber die Realität von 1956 sah anders aus. Da übten jugendliche Gewerkschafter in Rollenspielen die Argumentation mit FDJ- und FDGB-Funktionären. Irmgard Kroymann, damals Jugendfunktionärin im Rheinland, berichtete später, wie sie einmal bei einem solchen Spiel die Vorteile der DDR schilderte, »weil keiner den Vertreter aus der SBZ spielen wollte«. Daraufhin sei am nächsten Tag die Politische Polizei gekommen und habe sie verhört, obwohl doch »jeder, der mich kannte, wußte, daß ich mit dem Regime nichts zu tun hatte«.

Die westliche Bewältigung der Spaltung der Arbeiterbewegung hieß »Einheitsgewerkschaft«, und das bedeutete bald, daß der DGB zu fast jedem Kompromiß bereit war, wenn die CDU-Kollegen mit dem Bruch drohten, und das wiederholte sich an allen entscheidenden Wendemarken. Statt der geforderten paritätischen Mitbestimmung gab es 1952 ein Betriebsverfassungsgesetz, das Anklänge an die Ideologie der nationalsozialistischen Arbeitsfront enthielt. Statt innergewerkschaftlicher Diskussion gab es Ausschlüsse und Parteiordnungsverfahren gegen SPD-Kollegen, denen die Wende zu rasch ging. Die SPD war auf dem Weg nach Godesberg, und der DGB zog, wenn auch mit Verzögerung, nach.

Einen neuen Anstoß erhielt die gewerkschaftliche Jugendarbeit erst durch die Studentenrevolte der sechziger Jahre. Während der DGB 1966 seine lokalen und regionalen Jugendsekretariate auflöste, angeblich um zu sparen, entstanden in den Industriezentren neue, aktive Gruppen. In Hamburg trafen sich organisierte Lehrlinge zum »Jour fix«, in Frankfurt wirkte der Sozialistische Deutsche Studentenbund in der IG Metall, wo man sich zum Mittagessen traf: Die SDS-Studenten hatten Abo-Marken für die IGM-Kantine.

»Die Reideologisierung der Gewerkschaftsjugend hatte Erfolg«, sagt Hinrich Oetjen, heute Leiter der DGB-Bundesschule in Hattingen. Bei steigenden Mitgliederzahlen nahm der Anteil der in Jugendvertretungen, Arbeitskreisen oder Gewerkschaftsfunktionen Aktiven von zwei Promille auf zehn bis 15 Prozent zu. Mit der Wirtschaftskrise von 1966 war die Legende vom bezähmbaren Kapitalismus angekratzt, und die Jugendbildner in den kämpferischeren Gewerkschaften konnten sich »wieder auf marxistische Inhalte einigen« (Oetjen). Die SPD hielt Anfang der siebziger Jahre ihre Jugend- und Lehrlingskongresse ab, gewann die Bundestagswahl von 1972, begann eine erfolgreiche Ostpolitik und schottete gleichzeitig nach links ab. Die Berufsverbote wurden institutionalisiert.

Während die ersten DKP-Lehrer aus dem Staatsdienst flogen, begann der DGB den Kampf gegen maoistische Jugendgruppen und Linksabweichler. Die traditionellen Marxisten aus DKP und SPD sahen mit einem lachenden und einem weinenden Auge zu, rieten sich zu einem langen Atem und gingen in hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionen

»um dort in der Krise zu überwintern«, wie Hinrich Oetjen vermutete. Die Jugendarbeit lag wieder einmal brach.

Klaus Westermann, der die Nachwuchs-Krise beschwört, hat zur Diskussion aufgerufen. Andererseits bleibt Rainer Trampert, Vorstandssprecher der Grünen, aus der Gewerkschaft ausgeschlossen, und eine Änderung ist nicht in Sicht. Ende Januar hat der IG-Chemie-Chef Hermann Rappe ausführlich dargelegt, »warum es für Gewerkschaften zu einer klaren Abgrenzung von den Grünen kommen muß«.

Die Unsicherheit des Apparats, die in solchen Maßregelungen zum Ausdruck kommt, spiegelt nur die allgemeine Ratlosigkeit wieder. Angesichts der größten Krise seit den dreißiger Jahren fällt dem DGB nichts ein – außer der Forderung nach Arbeitszeitverkürzung. Das Wirtschaftssystem wird beharrlich verteidigt. Auch Gewerkschaftsvorstände verwechseln längst die freiheitlich-demokratische Grundordnung mit der Gewerbefreiheit von Flick und Krupp. Hermann Rappe ist ein Meister im Aufspüren und Niederbügeln systemverändernder Forderungen, die für ihn allesamt »aus dem letzten Jahrhundert« und deshalb »altmodisch« sind. Stattdessen entdecken Wirtschaftspolitiker im DGB jetzt Rezepte aus dem vorletzten Jahrhundert. Die Angebotspolitik des napoleonischen Theoretikers Say (»Jede Produktion erzeugt ihre eigene Nachfrage«), mit der Ronald Reagan und Frau Thatcher ihre Reichen reicher und ihre Armen ärmer machen, gilt seit neuestem als diskutabel. Man müsse nur das Instrumentarium modernisieren und statt Rüstung gesellschaftlich nützliche Produkte anbieten wie Rauchglasfilter oder abgasarme Autos.

Bleifrei aus der Misere? Was dem DGB fehlt, ist eine Utopie, das was seine Gründerväter einst die »antikapitalistische Sehnsucht« nannten.

Konkret 03/85, S. 62

Martin Schäfer

Altrocker für Junge

Der Italiener Edoardo Bennato war vor zehn Jahren ein Superstar. Er ist es heute immer noch

»Nach dem Zweiten Weltkrieg haben uns die Amerikaner die Zigaretten nach Neapel gebracht. Warum nicht auch ihre Sprache? Warum haben sie Neapel und Sizilien nicht kurzerhand annektiert? So quasi als Kolonie der USA. Was wäre dann aus uns geworden?«

(Edoardo Bennato in einem Interview mit dem »Giornale di Sicilia«.)

Die italienische (Pop-)Kulturlandschaft hat sich tiefgreifend gewandelt seit den Siebzigern, den Jahren der »contestazione« und des (versuchten) »historischen Kompromisses«. Junge Filmkritiker äußern sich spöttisch über das »Volkshauskino« der Taviani & Co., und – gravierender noch – das Publikum bleibt den einheimischen Produktionen fern, strömt stattdessen in die neuen Hollywood-Mega-Schinken. In einem Artikel über Bologna, das »rote Bologna«, heute, steht zu lesen, was »in« und »out« sei: total »out« seien zum Beispiel Trattorien mit Holztischen und Sägemehl am Boden, »stile cantautori«. »In« hingegen die neongleißenden Hamburger Lokale im schlimmsten amerikanischen Geschmack.

Und so auch auf der Musikszene: vorbei die Zeiten, wo Dalla und de Gregori Stadien füllten; das faktische Embargo auf angloamerikanische Superstars (erzwungen von den Autonomen und Stadtindianern) ist längst aufgehoben, und die Hitparaden werden mehr denn je dominiert von den inter- oder vielmehr mulitnationalen Größen, ganz zu schweigen von der endlosen Serie der»Disco-Mix«Sammelplatten. Gewiß, Dalla, de Gregori, de André, die ganze, unterdessen alte Garde kann immer noch respektable Erfolge verbuchen, aber auch auf dem eigenen Markt haben sie zu kämpfen mit einer neuen Generation betont nichtengagierter Sänger, die einem ganz anderen Lebensgefühl Ausdruck geben: Franco Battiato, Vasco Rossi, Enrico Ruggeri – Symbolfiguren, wenn schon, der Abkoppelung, des »menefreghismo« (»Was-kümmert-mich-das«) .

Nur einer der um 1970 Angetretenen darf von sich behaupten, die »Jungen«, die heute Zwanzigjährigen, wirklich noch zu erreichen: Edoardo Bennato, der ja schon immer im Grunde mehr Rocker als Liedermacher war und als erster die Rolle des »Cantautore« (Sänger/Autor) radikal in Frage gestellt hat, im ebenso betitelten Lied von 1976. Auf einer wahrhaften Mammut-Tournee, die im ganzen fast ein Jahr dauerte, hat Bennato seit 1983 Italien sozusagen zurückerobert, angefangen bei Kino- und anderen kleinen Sälen bis in die Freiluftstadien und »Palasports«. Die Presse, zunächst zurückhaltend, proklamierte ihn schließlich zum »Re dell'Estate«, zum König des Sommers '84, und sogar die »Unita«, die das Studio-Album »E arrivato un bastimento« sehr kritisch zur Kenntnis \ genommen hatte, konnte nicht umhin, Bennato »live« – wie er auf der neusten LP »E Goal« zu hören ist – uneingeschränktes Lob zu zollen.

Im Konzert erst kommt er voll und ganz zur Geltung, darum sieht er auch keinen Widersinn im kommerziell fragwürdigen Unterfangen, innerhalb einiger Monate dreimal am selben Ort – etwa in Turin – aufzutreten. »Beim ersten Konzert: buone vibrazioni, beim zweiten: noch mehr gute Vibrationen und beim dritten: noch mehr...«

Wer was will gelten, komme selten – dieser Karrierelogik will sich Bennato nicht fügen; sein Marathon hat noch einen ganz anderen Sinn – wie kaum ein anderer seit Bob Marley übernimmt er die Verantwortung für sein Publikum, fühlt er sich verpflichtet... nein, nicht »nur« Gefühle zu verbreiten, sondern auch sehr präzise Worte, z.B. über unsern modernen »Turmbau zu Babel« in Sachen Rüstung und Umwelt.

Ebenfalls im Sommer '84 wurde dieser Langstreckenläufer im Hitparadenrennen gefragt**,** ob er das Signet der großen Sonntagabend-Sportschau im Fernsehen liefern würde. Daraus resultierte »E Goal«, eines von zwei Studiostücken auf der Live-Platte, ein ironischer Blick auf die Zwänge des Massensports Fußball, leicht zu verstehen auch als Reflexion über seine persönliche Situation im i Schaugeschäft, bedrängt von immer höher geschraubten Erwartungen von Seiten der Fans, der Kritik, der Firmen und Agenturen. Aber mit einer charakteristischen Wendung ins – ja, ins Positive; und an diesem Punkt paßt Bennato plötzlich wieder total in unsere achtziger Jahre. Er mag nicht in der bloßen Anti-Haltung verharren, er fühlt durchaus selbst die Attraktion des Spektakels, nämlich eben im »Goal«, im Tor (im Pop wäre es die Nummer 1), diesem »magischen Ereignis«, das alle Berechnung durchbricht.

Ich erinnere mich genau, wann ich Bennato zum ersten Mal von »magia«, Zauber, reden hörte, es war in einem ganz anderen Zusammenhang. Wir diskutierten (unvermeidlicherweise) die Misere Neapels, des »mezzogiorno« allgemein, und er schockierte meinen politischen Verstand mit der Bemerkung, daß alle institutionellen Reformen und ökonomischen Umwälzungen nichts nützten, wenn »la magia« fehlte. Wie bitte? War das nun der Rückzug eines ehemals kritischen Geistes in die resignative Irrationalität?

»Es ist besser, von Neapel nichts zu sagen. Entweder du schreibst ein Buch oder du schweigst, alles andere ist zwangsläufig falsch.« Dies Bennatos fast zurechtweisende Antwort auf meine (nun, halbwegs) unschuldige Frage, was denn ein Sportidol wie Maradona, neuerdings bei »Napoli«, für seine Mitbürger bedeute. Später am selben Abend kommt

er allerdings von selbst wieder auf Neapel zu sprechen, nachdem er von der Bühne beißenden Spott über die politischen Parteien vergossen hat. »Kapitalismus ist etwas Schönes. Die Konkurrenz führt bei den Zahncremes dazu, daß wirklich die Beste sich durchsetzt. Nur bei den Parteien ist es umgekehrt. .. « Wie meint er das? »Ich meine, daß nichts geschehen kann, solange die Leute sich selber um ihre Angelegenheiten kümmern, solange sie ihr Heil von dieser oder jener Instanz erwarten. In Neapel wird sich nichts ändern, solange die Mentalität sich nicht ändert.«

Es gibt ein wunderschönes Lied von Bennato (der Text ist von seinem Bruder Eugenio und dem Volksmusiker Patrizio Trampetti), »Un giorno credi«, wo die meridionale Kluft zwischen passivem Verharren in Depression und aktiver Selbstverantwortlichkeit thematisiert wird. Edoardo singt es heute noch, um sich immer wieder aufs neue Mut zu machen, wie er sagt (es ist auch auf der Live-Platte zu hören); dabei muß aber auch die seltsame letzte Strophe auffallen, die Anspielung auf einen »Falso incidente« einen »angeblichen Zwischenfall«. Ist das autobiographisch? »Jeder von uns erfindet sich solche fiktiven Ereignisse, um sich zu entschuldigen – wenn nur das und jenes nicht passiert wäre, die Dinge hätten einen ganz andern Verlauf genommen... In Wirklichkeit bist du es immer selbst, der jeden Moment wieder die Wahl hat, sich so oder so zu verhalten . « Bennatos höchst persönliche Philosophie: es kommt auf dich allein an, ob du das Tor schießt, ob du im entscheidenden »magischen« Moment den Kopf beieinander hast oder nicht.

Objektive Gründe für Depression gibt es immer, in Neapel und anderswo. Warum rappelt sich der eine – wie Bennato – immer wieder hoch, ein anderer nicht? Jeder ist seines Glückes Schmied, das ist banal, aber für ihn scheint es zu funktionieren. Aber der Erfolg in Italien genügt ihm nicht, nach der Schweiz macht er sich nun auch ernsthaft an die Bundesrepublik Deutschland heran. Läßt sich die Sprachbarriere überwinden? Das Gedankenspiel von Süditalien als englischsprachiger amerikanischer Kolonie hat, jenseits der Ironie, in diesem Problem seine Wurzel. »Wenn wir New York anrufen könnten, einfach so, und verhandeln..- wir hätten heute unglaubliche Macht! Stattdessen tönt das dann 'Hello. . . äh. . . I'm sorry... äh... I don't understand . . . ' « Es ist, trotz allem, immer wieder der Minderwertigkeitskomplex dessen, der fern von den Metropolen geboren ist. Diesen »falso incidente« wird Edoardo Bennato nicht los, er treibt ihn an, läßt ihm keine Ruhe; er muß beweisen, daß auch ein Neapolitaner weit über Italien hinauskommen kann. Wer ihn kennt, zweifelt nicht daran.

Konkret 03/85, S. 66

Günter Amendt

Nicht ganz wie im wirklichen Leben

Über Bob Dylans Platte »Real Live«

Warum die Tour und warum jetzt? Gibt es einen Grund, muß es einen Grund geben? Schon bald nachdem Dylan im Frühsommer' 84 seine Europatournee begonnen hatte, und die Anfangsschwierigkeiten einer schlecht eingespielten Band überwunden waren, als endlich auch das erbärmliche Wiedervereinigungs«-Spektakel abgebrochen und Joan Baez ins Vorprogramm, wo sie hingehörte, verwiesen worden war, beantworteten sich alle Fragen von selbst. Es gab einen Grund, er hieß Bob Dylan, und der war Grund genug.

Warum diese Platte und warum jetzt? Darauf allerdings weiß ich keine Antwort, es sei denn, ich begnügte mich mit dem Naheliegenden. »Real live« erschien rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft, um eine Tour, die der Platte vorausgegangen war, zu dokumentieren. Die Platte enthält ausschließlich bereits veröffentlichte und in diesem Sinne alte Songs. Alle Lieder wurden von Dylan on tour bearbeitet und sind in diesem Sinne neu.

Wenn ich also frage, warum diese Platte, dann meine ich *diese.* Nichts spräche gegen eine Liveplatte.

Dylan hatte unter mehr als 600 Versionen von 43 Songs aus 27 Konzerten auszuwählen, um schließlich eine Platte mit 10 Songs zusammenstellen zu können. Doch nur bei drei Konzerten waren überhaupt die technischen Voraussetzungen für den Mitschnitt zum Zwecke der späteren Veröffentlichung geschaffen worden. Zur Auswahl standen: London, Newcastle und Dublin. Das waren die Abschlußkonzerte fern vom Höhepunkt der Tour, der weiter südlich zwischen Rom, Milano, Madrid und Barcelona lag. Offenbar war die Entscheidung, ein Tour-Album herauszubringen, erst unterwegs gefallen. Es wäre nicht die einzige späte Entscheidung innerhalb dieses Chaosunternehmens gewesen.

Daß man nicht die besten Versionen der ausgewählten Songs zu hören bekommt, ist zu verkraften. Bis heute aber rätselt die Fachwelt über die Auswahlkriterien der schließlich ins Album gehobenen Lieder. Warum »Maggie's Farm«, diese unbefriedigende Antwort Dylans auf die Bauernfrage - warum nicht »Every Grain of Sand«, ein Lied, daß Dylan auch in London noch atemberaubend interpretierte? Warum »Highway 61« - warum nicht »Jokerman«, ein Lied, das viele als eine Art Schlüsselsong dieser Tour ohne Motto und Leitmotiv empfanden.

»Real live« ist ein gedankenlos zusammengeschustertes Album; lieblos aufgemacht. (Dazu paßt die falsche Bildlegende unter einem Foto von Alfonso Johnson, Bassist bei Carlos Santana, hier als Santana himself ausgegeben). Im übrigen müßte ein Tour-Mitschnitt einfach zwei Platten umfassen. Das steht zwar nirgendwo geschrieben, entspricht aber meinem Zeit- und Rhythmusempfinden.

Das Zusammenspiel zwischen Dylan und Santana war nicht einfach nur Zugabe. Es entwickelte und steigerte sich von Konzert zu Konzert und wurde schließlich zu einem wichtigen Bestandteil in Dylans set. Davon ist – mit Ausnahme von »Tombstone Blues« – auf der Platte nichts zu hören. Wahrscheinlich gab es Urheberrechtsprobleme, die auf die schnelle nicht zu lösen waren. Doch warum sollte man sich als Plattenkäufer darüber Gedanken machen?

Nein, das ist kein Tour-Mitschnitt, das ist ein Potpourri von Dylan-Hits – und nicht einmal »the greatest«.

»Tangled up in Blue« wäre der einzige Grund, die Platte zu kaufen. Grund genug.

Bob Dylan: Real Live, CBS 26334

Konkret 03/85, S. 68

Paul Parin

Die freudlose Gasse

Warum die Verdrängung des Psychoanalyse mal wieder Konjunktur hat

Kein Zweifel: Es geht wieder los gegen die Psychoanalyse, gegen ihren Urvater, den Propheten, den Verführer, den Phantasten, den Fälscher, den Seelenvergifter, den tyrannischen Rechthaber, den elitären Scharlatan mit seinen wirkungslosen, teuren Kuren, gegen den Gesinnungslumpen, den Sexnarren, den Puritaner, Materialisten und Atheisten – warum wird (noch) nicht geschrieben, den Juden? – Sigmund Freud. Das ist der Grundton von Büchern und Publikationen, die sich seit einigen Jahren häufen.

Unter den Staubschwaden und Schmutzschichten, die sich über Psychoanalyse als Theorie und Praxis legen, kann man einige Schriften gleichsam als Leitfossilien ins Auge fassen. Da sind einmal die Bücher von Alice Miller und die breite begeisterte Leserschaft, die sie gefunden haben. Sie sagt vor allem: Kühles Analysieren und Aufklären ist falsch, was not tut, ist mitleidendes Fühlen. Nicht die Triebe, nicht der innere Konflikt, nicht selbstverantwortetes Leiden in der unbewußten Wiederholung erlittener Unterdrückung sind schuld am neurotischen Elend. Grausamkeit der Erwachsenen und »schwarze Pädagogik« haben unschuldige Kinder geschädigt (was nie bestritten wurde). Sofern wir mitleiden, mit Bauch statt Kopf, die schwarze Pädagogik abschaffen, wären Glück und Liebe garantiert, wären Individuum und Gesellschaft entlastet, aus dem Konflikt entlassen.

Bald stieß Jeffrey Moussaieff Masson ins gleiche Horn. Nicht innere Entwicklung, nicht Ödipus- und andere Konflikte sind schuld am Leiden: Was hat man Dir, Du armes Kind getan! Er fand nicht nur den Mangel an Mitgefühl und Einfühlung als Grund des Versagens der Psychoanalyse. Als Historiker deckte er Prüderien und heuchlerische Anpassereien einzelner Psychoanalytiker auf (worin ich ihm recht gebe), noch schlimmeres aber: Freud war nicht der unerschrockene Forscher und Entdecker. Aus Feigheit und Machtgier habe er den Skandal der Psychoanalyse entwickelt, der nun seit 85 Jahren von der ganzen Zunft heimlich-teuflisch zur Täuschung und zum Betrug an den Leidenden geübt wird. Ein wenig Moral und natürliche Herzlichkeit würden genügen, die ganze psychoanalytische Pseudoaufklärung unnötig zu machen. Ein gutes detektivisches 'fact finding' reduziert den Konflikt zwischen Trieb und Gesellschaft zu jenem Mafiatum der Analytiker mit humanem Anstrich, das zu entlarven endlich Heil bringt. Auch dieses Buch findet in den USA und neuerdings in der Bundesrepublik begeisterte Leser.

Für die gebildete Welt reichen diese Angriffe auf die Psychoanalyse, die noch dazu von Insidern verfaßt sind, nicht aus. Da kann man sich als drittes Leitfossil an den Artikel von D.E. Zimmer in der »Zeit« halten. Mit allen Mitteln möchte er nachweisen, daß Psychoanalyse nicht wissenschaftlich ist. Unter seinen vielen Argumenten sind anscheinend diejenigen die wichtigsten, die nachweisen, daß weder Statistiken noch Experimente den Wert der Psychoanalyse bestätigen. Er hat völlig recht. Auch die Arbeit des Historikers, mit der die Psychoanalyse viel Gemeinsames hat, ist mit positivistischen Methoden, die für Naturwissenschaftliches entwickelt wurden, nicht nachprüfbar.

Seitdem der »Spiegel« in einer Titelgeschichte einen als Kritik angerichteten Brei »aus Unwahrheiten, Halbwahrheiten, Verfälschungen, Vorurteilen und Fehlurteilen, durchsalzen mit einigen Wahrheiten und überzuckert mit Zeitgemäßem« (Leserbrief P.P., vom »Spiegel« nicht veröffentlicht) publiziert hat, stellt sich die Frage: Was ist los mit der Psychoanalyse nach der 'Wende', was geschieht Sigmund Freud und seinem Werk im Zeitalter von Ronald Reagan und Helmut Kohl?

Viele der vorgebrachten Kritiken ließen sich ernsthaft diskutieren, manche widerlegen. Manche sind längst widerlegt, andere so unsinnig, daß sie keine Diskussion rechtfertigen, wieder andere sind dem normalen Gang der Kritik, Revision und Wandlung der Psychoanalyse als Methode und der Kritik ihrer Institutionen entnommen. Auch widersprechen die Kritiker einander. Da alle darauf hinauslaufen, daß die Psychoanalyse abzulehnen und womöglich abzuschaffen ist, da der Ton der Angriffe oft leidenschaftlich ist, die Argumente von Anwürfen und Beschimpfungen durchsetzt sind, liegt es nahe, das Ärgernis auf ideologisch-politischem Gebiet zu suchen. In der Tat widerspricht alles, was die Psychoanalyse verkörpert, dem »Zeitgeist« der »Wende«. Die summierten Angriffe gelten dem ideologischen Gegner. Der »Spiegel« ist, absichtlich oder unwillentlich, den derzeit vorherrschenden geistigen Strömungen unterlegen und wird zum ideologischen Vortrupp der kühlen Macher, der kalten Krieger, der Vorbeter und Nachbeter der »Wende«, der weltweiten neokonservativen Welle.

Im genannten Artikel wird zitierend Psychoanalyse als »Überbleibsel der Aufklärung« bezeichnet. Sie ist wirklich eine späte und großartige Errungenschaft der Aufklärung. Wie Freud betont hat, ist Psychoanalyse keine Weltanschauung; sie beruht aber auf einer solchen. In erster Linie ist sie »der Wahrhaftigkeit« verpflichtet. Beim Studium des Seelenlebens darf sie vor Tabus nicht haltmachen, muß höchste Werte, Religion, Moral, Recht und Sitte ebenso in ihre Untersuchung einbeziehen wie Sexualität, Grausamkeit, Mord-, Macht- und Kriegsgelüste. Sie ist respektlos vor jeder Autorität, die nicht durch Vernunft und Menschlichkeit legitimiert ist.

Psychoanalyse macht die Grundannahme, daß alles seelische Geschehen determiniert ist. Sie läßt also keinen Raum für Mystik und Transzendenz. Zwar erkennt sie neben der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit die Tatsache seelischer Vorgänge, die »psychische Realität«, doch auch diese kann grundsätzlich auf Verstehbares zurückgeführt werden. Sie ist materialistisch. Mit der Annahme der Triebe und der Abwehr (Verdrängung), die letztendlich immer von der sozialen Umwelt ausgeht, hält sie sich an ein dynamisches, offenes Modell, d.h. sie sieht den Menschen als konflikthaftes Wesen. Die Lösung oder Überwindung eines inneren Konflikts oder eines solchen mit der Außenwelt führt unweigerlich zu neuen Konflikten, Auseinandersetzungen. Dementsprechend ist das Ziel der psychoanalytischen Behandlung, der »Kur«, nicht die Herstellung oder Wiederherstellung eines Zustandes, irgendeiner erwünschten Norm. Vielmehr wird angestrebt, die Auseinandersetzung mit den Trieben, die ihrer Natur nach der Domestizierung entgegenstehen, und mit der Umwelt in Gang zu bringen, erstarrte, unbewegliche Verhältnisse in Bewegung zu bringen. Die endliche (therapeutische) Analyse soll sich in die unendliche (lebenslängliche Auseinandersetzung) verwandeln. Richtig beschrieben ist die Methode der Psychoanalyse materialistisch-dialektisch .

Wir haben geschrieben: Psychoanalytiker »stehen auf Seiten der unterdrückten Triebwünsche. Den späten Folgen früher Unterdrückung (...) müssen und wollen sie entgegentreten. Da alle jenen Kräfte, die zur Einengung und Verzerrung individuellen Seelenlebens geführt haben, Ausdruck und Wirkung gesellschaftlicher Unterdrückung und Ursache des allgemeinen Unbehagens in der Kultur sind, üben Psychoanalytiker einen Beruf aus, der sie in die Lage unerbittlicher Kritiker ihrer Gesellschaft bringt. (...) Sie sind heimliche Subversive.« Viele Kollegen und Kolleginnen haben uns widersprochen. *sie* seien tolerante Mitglieder der Gemeinschaft, sie stünden auf Seiten des »Ich«, der sich vernünftig anpassenden Seelenkräfte, ihr Behandlungsziel – von Freud definiert, »wo Es war, soll Ich werden« – bedeute, daß sie sich für die möglichst schmerzlose, humane Zügelung der Triebe, für die Ordnung und gegen die chaotische Seite der menschlichen Natur einsetzen. Das ist sicherlich ehrlich gesagt. Ich meine, daß in diesem Selbstverständnis der Druck zur Anpassung und Unterwerfung zum Ausdruck kommt.

Die neuen Gegner der Psychoanalyse jedoch sind anscheinend der Meinung, die seinerzeit formuliert wurde: Nicht in seinem politischen Bekenntnis ist Freud revolutionär, aber im Gehalt der von ihm entwickelten Theorie. Eine Wissenschaft, die eine dialektisch-materialistische Methode anwendet, die der Aufklärung und einem militanten Humanismus verpflichtet ist, die der nie ganz bezähmbaren konflikthaften Natur des Menschen gerecht wird, die im Sinne radikaler Bürgerfreiheit gesellschaftliche Einrichtungen »unerbittlich« kritisiert, eine solche Geisteshaltung muß den Ideologen der Gegenaufklärung aufs äußerste zuwider sein.

Die Entwicklung zum Ordnungsstaat, zur totalen Kontrolle (Foucault) der Bürger, die Tendenz zur lückenlosen Straffung der ökonomisch-politisch polizeilichen Ordnung, die in allen »entwickelten« Ländern im Gange ist, bedient sich zweier, einander ergänzender ideologischer Strategien. Einmal beruhe die Machbarkeit aller Dinge auf »wissenschaftlichem« Vorgehen: gestützt auf statistische Methoden und berechnete Planung könnten alle Probleme gelöst werden, wenn nur alle Kräfte eliminiert würden, die der kontrollierten Ordnung entgegenwirken. Zum anderen sei die Menschheit auf ihren mystisch-religiösen Urgrund zurückzuführen: mit Schulgebet oder in Baghwan-Sekten. Der Sieg dieser doppelten Ideologie würde sich in jenem Vertrauen in die herrschenden Verhältnisse ausdrücken, dessen Fehlen Helmut Kohl so oft beklagt hat, das die Wähler der USA ihrem Präsidenten bei der Wiederwahl mehrheitlich entgegenbrachten.

Psychoanalyse ist gegen die Ideologie der Gegenaufklärung gerichtet. Sie steht gegen die »gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit« (Erdheim). Darum bietet sie sich als Ziel einer Hexenjagd – einmal im Geistigen – an. Als die Generäle 1976 ihr Gewaltregime in Argentinien aufrichteten, waren erstmals in der Geschichte Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen eine »bevorzugte« Zielgruppe der AAA, der schwarzen Vernichtungs- und Folterbrigaden .

Als Psychoanalytiker füge ich mich nicht in die Rolle des Sündenbocks, die mir von der Ideologie der »Tendenzwende« zugedacht ist. Entgegen stelle ich den kulturellen Auftrag der Psychoanalyse nach H. Dahmer: »In der Geschichte des Einzelnen und der Kollektive scheinen bestimmte Invarianten des Unheils immer wiederzukehren: den lebensgeschichtlich erwartbaren Träumen korrespondieren in der Sozialgeschichte Mangel, Ungleichheit und Gewalt (...) nach Auschwitz und Hiroshima, Kolyma/Petschora und Kambodscha, Uruguay, Argentinien, Guatemala und El Salvador ... – präsentiert unsere Geschichte sich vor allem als Mordgeschichte. (...) Freuds Theorie und Praxis war auf nichts anderes gerichtet als auf die Brechung jener Wiederholungszwänge der Individual- und Kulturgeschichte, die die Menschen immer tiefer ins Unheil verstricken und sie schließlich den Untergang solchem Leben vorziehen lassen.«

Dr. med. Paul Parin ist Arzt und Ethno-Psychoanalytiker. Er lebt in Zürich. Gemeinsam mit Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy veröffentlichte er 1963 »Die Weißen denken zu viel« (Fischer TB). »Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst« erschien 1971 ebenfalls in Zusammenarbeit mit Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy (Suhrkamp). Paul Parin veröffentlichte 1978 »Der Widerspruch im Subjekt« (TB Syndikat/EVA) und 1980 »Untrügliche Zeichen von Veränderung« (Fischer).

Konkret 03/85, S. 71

Ernst Kahl, Horst Tomayer

Schöne Bilder

In Hamburg gibt es eine Gruppe Künstler, die, ohne Manifest und Trara, so manche Mark-orientierte Mal-Mode rigoros an die Wand malt. Eobald, Kahl und Tomayer berichten

Tomayer wird seine Jacke nicht nur nicht mehr reinigen lassen, er wird sie in einen Rahmen tun aus mattem Aluminium und verschließen hinter nicht-reflektierendem Glas.

Der Maler Georg Baselitz hatte ihm zornig mit dem nassen Pinsel zwei derbe Hiebe verkehrt herum auf den Rücken geklatscht! Georg schmollte: Einem seiner Bilder war nicht jene Aufmerksamkeit zuteil geworden, die es seiner Meinung nach verdient hätte, und so kam es, pitsch/patsch, daß Tomayer Kunstsammler wurde. Baselitz jedoch mußte sich von seinem strengen Galeristen ermahnen lassen, nie wieder so leichtfertig mit den teuren Strichen zu aasen. Gelogen.

Nein, es war Hannelore, die hier ihren Pinsel zweckentfremdete. Doch der so Bekleckste wird sich nicht bei der Anstaltsleitung beschweren, daß sie der Aufsichtspflicht gegenüber den malenden Mitgliedern der Künstlergruppe »Die Schlumper« nur ungenügend nachkomme, und er wird auch seine Jacke nicht einrahmen, da kann er sich ja besser gleich ein Bild von Hannelore kaufen, und die Kosten für die Reinigung waren ihm den Besuch im Atelier des Stadthauses Schlump der Alsterdorfer Anstalten allemal wert !

Freitag, 19.30 Uhr. Hannelore steht konzentriert vor der Leinwand und setzt artig aber mit energischer Bestimmtheit Farbpunkt an Farbpunkt. Neben ihr bezwingt Uwe, ohne Haken, ohne Seil, die schwierigsten Formalklippen souverän auf tischtennisplattengroßem Malgebirgsgrund, läßt die wilden Kobolde an lockerer Konturenleine tanzen. Fünf solcher gigantischen Bilder hat er schon fertig, die kleinen, die von früher, darüber kann er nur noch lächeln.

In ihren Formaten etwas bescheidener ist Inge, aber wo der heftigste der Düsseldorfer sogenannten Heftigen nur leise pupst, da donnert sie dir ein Gewitter auf die Leinwand, daß die Decke zittert und die Götter verstört das Weite suchen, mindestens zwei Stockwerke höher fliegen.

Auf die »Ursprünge« zurückgreifende »archaische« »Kunst«? Erika kichert. Gegen die Kraft des Pinselduktus' in ihren Bildern nimmt sich des bekanntlich berühmten Malfrischlings »wilder« Strich aus wie die Schönschreibschrift eines Viertklässlers.

Und dort – dies Bildnis: Das macht so spielerisch der London-Sachse dem Horst nicht nach, wie der seine rätselhaften Zeichen und magischen Flächen aus verborgenen unerschöpflichen Reservoirs auf großer Fläche organisiert und zusammenfügt. . .

»Willst du das Bild kaufen? Darfst du, ist nicht teuer!«

Jörg vom Immenhof findet's »toll, daß Besseres auch billiger sein kann, die Ursache der Aura, die von diesen Bildern ausgeht, liegt jedenfalls nicht in der Höhe ihrer Preise.«

Denn obwohl die Gruppe nicht bezuschußt wird, sich also selbst finanziert, Malmaterial aus eigener Tasche zahlt, sind sie für jedermann erschwinglich, diese frechen, rigorosen, starken Bilder!

Die »Schlumper«, eine Künstlergruppe bar jeden Sendungsbewußtseins, ohne Sprüche und Manifest - keine Stars.

Erns□ Kahl

Es war an einem Freitag wie jeder andere. Die »Schlumper«, das wußten wir, (Kahl, der Maler, Eobald, der Fotograf und Tomayer, der Skribent), die malten heute wieder mal, daß es eine Freude beziehungsweise eine »Art« war, was ja, bei Licht betrachtet, durchaus Kunst heißt. Die Uhr zeigte die fünfte Nachmittagsstunde, und es war in der realen Bierwirtschaft »Mader« schräg gegenüber vom Stadthaus Schlump der Alsterdorfer Anstalten, durchaus Zeit für Überlegungen grundsätzlichster Art (ja, auch Überlegen kann eine Kunst sein!): Sollen wir eine korrekt-üppige Geschichte über die vortrefflichen »Schlumper« machen – oder nicht. Eine dritte Möglichkeit bot sich lediglich rein theoretisch, nicht aber faktisch. Denn wie der Lateiner sagt: Tertium non datur, ein Drittes gibts nicht . Also stimmten wir geheim ab ob . Ergebnis: Alle drei dafür.

Rüber also mit den fotografischen Apparaturen, den Rohfilmen, der Beleuchtungsarie. Erstmal in die oberen Etagen, wo die fix und fertigen Bilder der »Schlumper« hängen, und diese Werke nach allen Regeln der Kunst abgelichtet, und zwar, wie es sich gehört, in Farbe. Dann runter ins Souterrain, wo die Künstler schon heftig bei der Sache waren. Was ein »fruchtbares« Gedränge! Kein Quadratmeter, wo nicht ein Bild »hochschoß« wie die Pilze im Sprichwort. Zu Uwe zogs uns, dem Monumentalisten, seine Riesenschinken wollten wir als erste im schwarzen Kasten haben, dann sollten die kleineren Formate von Hannelore, Inge, Erika und Horst und den andern drankommen.

Doch was war dieses, uns den Zugang zu den Ateliers versperrende? Da waren schon Schirmchen gesetzt und die Szene eingeleuchtet und zwei astrein als Fotografen identifizierbare Leute machten sich im Flur zu schaffen. »Was solls«, sagte ich zu »Eo«, der schwer an der silbernen Kiste mit den Apparaturen trug, »warten wir halt, bis die Kameraden von der Fotofront fertig sind, denn wie heißt es doch auch: Wer zuerst kommt, fotografiert zuerst...«

Aber die beiden Herren von der Firma Konkurrenz schauten bös aus sich heraus und bedeuteten uns, ob wir vielleicht unterbelichtet seien und ließen uns ahnen, .ja spüren, daß es ihnen dann doch lieber sei, wenn wir stante pede die Leine zögen und verschwänden, denn das sei nun mal ihr Claim beziehungsweise wer die Kuh zuerst muhen hört, der darf sie auch melken, und dann fiel auch der Name einer sich nach einem Himmelskörper nennenden Illustrierten, mit der man da ins Geschäft kommen wolle, und Roland und Rolf, die beiden Mentoren der Künstler, meinten auch, das könne man doch den Fotokollegen, die sich da gewissermaßen exklusiv zu schaffen machen, nicht antun, und wir sagten, öha, das sehen wir aber nicht so, wir machen hier eine Geschichte für KONKRET, weil wir die Bilder einfach schön finden, warum solltet ihr nicht eine Geschichte machen fürs Blatt, das sich nach einem Himmelkörper nennt, ja, Freunde, wenn so eine schöne Kunst den Charakter eines Frühstücks kriegt, das nur immer einer verputzen kann, und dann ist »das Thema gegessen«, also, Freunde, diese ganze Exklusivitätskiste riecht ja so was von ranzig, nein, Kunst gehört der ganzen Menschheit und nicht irgendeinem Lesering, ist doch so, oder? ! Undsoweiter . Natürlich hätten wir dann die Bilder ablichtenden Fotografenkollegen bei ihrem Geschäft abfotografieren können, aber wär das im Sinne unseres Beschlusses gewesen, eine korrektüppige Geschichte...? Also wir wünschten den Kollegen für ihre Geschichte »viel Glück«, und meinten, vielleicht liest ja der eine und der andre KONKRET-Leser dann diese Geschichte und freut sich darüber ebenso, wie mancher Leser der Illustrierten Soundso... etcetera pp. jedenfalls wir packten wieder ein und schauten mit dem Fotoapparat durch die vergitterten Fenster ins Atelier und hinterher unterhielten wir uns mit Uwe noch ein bißchen über die Kunst, in der realen Bierwirtschaft Mader, wo die Schlumper gern nach getaner Arbeit auf eine Brause einkehren. . .

Ach, noch was: Der Kulturbeirat des Betriebsrats bei KONKRET war von diesen Bildern so angetan, daß er der Verlagsgeschäftsführung ohne Verzug empfahl, eines der Werke anzukaufen. Eine Ausstellung ist für den Spätsommer geplant. Interessierte wenden sich an das Stadthaus Schlump der Alsterdorfer Anstalten, Beim Schlump 84, 2000 Hamburg 13

Hors□ Toma□ er

Konkret 03/85, S. 77

Ingolf Schulte

Vorhang auf: ein deutscher Beifall

Auschwitz, bewältigt - durch P. Zadeks und das bürgerliche Feuilleton mithilfe eines Musicals vom Morden im Ghetto

Das Leben starb.
Die Mörder tanzen Tango.
Karl Kraus

I

Mit touristischem Spitzenkomfort und einem »unerhört großartigen Gesamtbild von Grauen und Schrecken« warb eine Schweizer Zeitung, als sie nach dem ersten Weltkrieg »Reklamefahrten« auf die Schlachtfelder von Verdun veranstaltete. Die »unvergeßlichen Eindrücke«, die das Blatt seinen Lesern damals verhieß, sind seither neben fortgeschrittenen Bräuchen von Mord und Verwüstung verblaßt. Gestählt durch die inzwischen nicht mehr abreißende Großproduktion menschlicher Leichen, nimmt der durchschnittliche Angehörige heutiger Hochkulturen die statistisch ermittelten Quoten von Kriegs- und Folteropfern und die alljährlich anfallende Rate von Verhungerten als normale Betriebskosten des Weltlaufs hin: es macht ihm keinen Eindruck mehr, und er kann nicht vergessen, weil er gar nichts zu vergessen hat. Und da die Deutschen nach der Befreiung vom Faschismus, die sie als »Zusammenbruch« erlebten, auf den eben vergrabenen Leichenbergen ihrer Vernichtungslager verbissen und ohne Besinnen nationalen Wiederaufbau trieben, so beschleicht sie nun, wann immer sie an die sogenannte Vergangenheit erinnert werden, eine dumpfe Angst, der sie mit Selbstmitleid erwidern und einem untergründigen Haß auf alles. Diesem spezifisch deutschen Zustand der »Betroffenheit« hat man es wohl zu verdanken, daß hierzulande jetzt der Massenmord an den Juden Europas zum offenen Publikumserfolg werden konnte.

II

Vehikel des obszönen Jubels ist das Theater, eine Anstalt, in der es mittlerweile derart moralisch zugeht, daß sich unter der Hand des Regisseurs Peter Zadek ein jüdisches Ghetto der Nazizeit in ein musical-ähnliches Spektakel verwandeln konnte. Das Stück heißt »Ghetto«, und sein Autor Joshua Sobol, 1939 in Palästina geboren, hat das Gerücht in die Welt gesetzt, es knüpfe an eine historische Situation an. Die Wahrheit ist aber: er schlachtet sie aus.

Die Situation, in Kürze umrissen, war folgende: Das Ghetto in Wilna im von den Deutschen besetzten Polen der Jahre 1941 bis 43, kurz nach der Ermordung von 50 000 Wilnaer Juden; der ausweglose Überlebenskampf der noch Lebenden unter Führung des Zionisten Jacob Gens, von der SS eingesetzten Chefs der jüdischen Ghetto-Polizei und späteren Ghetto-Leiters; seine Strategien sowohl zur physischen Rettung möglichst vieler Leidensgenossen als auch zum geistigen Widerstand gegen die Naziherrschaft; die ihm aufgezwungenen »Verhandlungen« und »Kompromisse« mit seinem Gegner, dem zynisch-brutalen SS-Offizier und Jazzamateur Hans Kittel, der die Juden ein Theater gründen läßt und am Ende die Liquidierung des Wilnaer Ghettos befehligt.

In dieser durch und durch von faschistischer Vernichtungslogik bestimmten Situation, unter ihrem Zwang, hat der historische Jacob Gens, gleich den Judenräten anderer Ghettos, um das Schlimmste zu verhindern, beim Schlimmsten mitgeholfen: die Quoten der »zu selektierenden« Juden ausgehandelt und, um die einen zu retten, die andern ausgeliefert. Nach einer solchen »Aktion« im Ghetto Oschmany, welche er auszuführen hatte, hat er am 23. Oktober 1942 in einer Rede vor namhaften Wilnaer Juden gesagt: »Meine Freunde, ich habe Euch heute hierher gebeten, um von einer der furchbarsten Tragödien im Leben der Juden zu berichten der Tragödie, daß Juden Juden in den Tod führten.... Aber ich sage Euch heute: es ist meine Pflicht, meine Hände zu beschmutzen, denn das jüdische Volk geht jetzt durch eine schreckensreiche Zeit. Zu einer Zeit, in der fünf Millionen nicht mehr am Leben sind, ist uns die Pflicht auferlegt, alle die zu retten, die jung und stark sind – nicht nur an Jahren, sondern auch im Geiste.... In 2000 Jahren sind viele Juden den Flammen zum Opfer gefallen, aber nie hat sich eine jüdische Hand zum Blutvergießen erhoben. Heute im Ghetto tun wir es.«

Schon vor diesem einen Zeugnis eines Daseins in der real gewordenen Hölle erhalten alle Fragen nach der ästhetischen Qualität des Sobolschen Schauspiels einen falschen Klang; denn sie inaugurieren eine Unbefangenheit gegen den sogenannten Stoff, die sich gibt, als wäre das Entsetzlich nicht geschehen. Das literarisch Inferiore dieses Stückes, daß es nämlich weder Sprache noch Personen aufweist, sondern bloße Spruchbandfiguren, die wie wandelnde Leitartikel miteinander verkehren, wird zweitrangig angesichts der historischen Wahrheit, welche zu bewahren ein Stück zumal dieses »Stoffs« beanspruchen muß. Und die Wahrheit der Ghettos und Lager lautet, daß die in ihnen Gefangenen, bis auf wenige Überlebende, nicht nur physisch vernichtet, sondern zuvor auch moralisch, als Personen, zerstört worden sind.

Kaum eine Andeutung dessen in diesem Stück, das ebenso die Not der Juden und ihre tagtäglichen Überlebenskämpfe trivialisiert, wie es die Naziherrschaft verharmlost. Wahrscheinlich muß ohnehin jeder Versuch scheitern, faschistische Herrschaftsapparate auf dem Theater darzustellen, schon weil es personalisieren muß, was es zeigen will. Sobols Schauspiel aber ist viel zu oberflächlich, als daß ihm das Verdienst eines solchen Scheiterns zugesprochen werden könnte. Nicht allein, daß es jenes enge, oft geradezu freundliche, fast menschliche Verhältnis des SS-Offiziers zu »seinen« Juden in der Wirklichkeit der Ghettos nirgendwo gegeben hat: wichtiger noch ist, daß eine solche Beziehung gar nicht möglich war. Das totalitäre Wesen faschistischer Gewaltherrschaft schließt das aus. Wird sie auf der Bühne dennoch inszeniert, dann suggeriert die illusionistische Macht des Theaters Vorstellungen, denen die politisch-historische Ahnungslosigkeit der meisten Deutschen nur zu gut entspricht. Es gelangt in die Köpfe, die dem nichts rechtes entgegenzusetzen haben, ein Bild vom Ghetto, worin das Despotische der Situation, soweit es nicht zum Verschwinden gebracht wurde, nur als Bagatelle gegenwärtig ist. Das zeigt die Operettenbrillanz des SS-Offiziers ganz ebenso wie die aus einer bloßen Laune entspringende Erschießung der Juden am Marmeladenkübel und jene jüdische »Prostituierte«, die sich höchst lustvoll dem SS-Mann zur Kopulation anbietet und dem Regisseur Zadek für das, was der Kritiker Friedrich Luft in der »Welt« folgendermaßen bewundert: »Ein Theaterabend, immer wieder *gepfeffert mit scheinbaren* Unerträglichkeiten mit einer *virtuos inszenierten Gemeinschaftsorgie...«* Und wenn trotz alledem tout le monde den authentischen Gehalt dieses Stückes preist, besagt das lediglich, daß man's nicht besser weiß und um keinen Preis wissen will.

III

Doch nicht so sehr das Stück an sich, geschweige denn was es für bestimmte innerjüdische Kontroversen bedeuten mag, soll hier in Frage stehen, sondern seine Aufnahme in Deutschland. Die Aufführung gehört schon dazu. Und in der Tat, Zadeks Inszenierung ist der Skandal. Diese »Europäische Erstaufführung«, zunächst in Berlin, nun in Hamburg gezeigt, ist mit einem Glamour bestückt, als wollte sie ein Super-Musical vom Broadway imitieren. Bühne, Kostüme, Lichtdesign, Musik, Choreographie, Bewegungsregie, Akrobatik -: für jedes Fach findet sich Prominenz im aufgedonnerten Programmheft. Auf den Brettern, die hier die Welt verleugnen, tingeln die Stars Esther Ofarim, Zazie de Paris und Giora Feidman durch diese Revue. Intendanz und Regie haben wahrlich keine Kosten und Zoten gescheut, um Eindruck zu schinden und die Toten zu schänden. Dem dankbaren Publikum wird etwas geboten fürs Geld, und zwar eine so sinnentleerte wie aufgeblasenen Show von jüdischer Folklore und Tangomusik, Tanz und Couplets, äquilibristischen Nummern, Kampfliedern und Chansons, und die obligate Sexorgie fällt auch hier für Zadek ab. Über mehr als drei lange Stunden, die Sektpause für das ergriffene Volk abgerechnet, geht er mit dem ganzen abgegriffenen Instrumentarium des modischen Entertainments zukehr, um sein Publikum zu delektieren, zu kitzeln, zu verblüffen. Das Ghetto als Show, Dramaturgie als Bluff – das ist die Maxime seines Treibens und das Rezept seines Erfolgs. Kein Effekt ist ihm zu billig, kein »Stoff« ihm zu teuer, wenn er nur Furore macht und das Etablissement füllt, egal mit wem, wodurch, wozu. Diesem Theatermann, der den Antisemitismus »als Reiz« goutiert, kommt für die Karriere alles zupaß, und sei es der Massenmord an den Juden, und wärs selbst in dem Land, das ihn verübt hat – egal. »Ein Massenmord-Musical«, jubelt denn auch das »Hamburger Abendblatt«: »Peter Zadek macht's möglich.« Jetzt ist er Intendant geworden. Es ist ein Skandal fürwahr, und wäre einer, bestünde nicht heute, nach dem Wort von Karl Kraus, der Skandal darin, daß es ihn nicht mehr gibt. Denn dieses deutsche Publikum ist schier von Sinnen vor Betroffenheit, es lacht und genießt, es geizt auch nicht mit Szenenapplaus für die singenden Theaterjuden, und es stockt ihm nicht der Atem, wenn auf der Bühne im selben Augenblick der SS-Offizier ebenso applaudiert, und keine Hand verdorrt beim Beifall für die Verse »Singe mir mal a Liedele / Müssen wir ins Gas«. Und wenn am Schluß die Juden vom SS-Mann niedergeschossen sind und sanft die Klarinettenmelodie verklingt, dann kommt es zu wahren Ovationen für diese Ostentation der Unwahrheit.

Menschheitsverbrechen als Amusement - das wäre die Formel des Skandals. Doch da es auf der nördlichen Halbkugel dieses Planeten keine Menschheit mehr gibt, sondern bloß Publikum, so applaudiert man, anstatt Feuer an dieses Theater zu legen. Und hierzulande hat man dafür seine besonderen Gründe. Denn dieser Wechselbalg aus Boulevardklamotte, Moritat und Rührstück vom Leben und Sterben im Ghetto, diese verlogene Mixtur aus Weltanschauung, Slapstick und Sentimentalität birgt eine politische Botschaft, für die das taube Ohr der Deutschen äußerst hellhörig ist. Es ist die Frohbotschaft ihrer endgültigen Erlösung aus dem Jammertal deutscher Geschichte. Denn die Erlösung ist perfekt, wenn das Entsetzliche Vergnügen macht, und Prüfstein par excellence ist Auschwitz. Wenn also der Mord an den Juden, noch dazu durch einen jüdischen Autor, ein Stück Theater werden kann, und wenn dieses Theaterstück, noch dazu durch einen jüdischen Regisseur, zu einer deutsch-jüdischen Farce werden kann, die einen prächtig unterhält, dann steht der Erlösung der Deutschen nichts mehr im Wege.

IV

Wem also gelten die Bravorufe, die unüberhörbaren: dem SS-Mann oder allein seinem Darsteller? Worauf will dieser deutsche Beifall hinaus?

Einen öffentlichen Bescheid auf diese Frage, der Böses ahnen läßt, gibt eine spezielle Sorte Publikum, die sich wohlweislich gar nicht einfallen ließ, sich diese Frage vorzulegen: die deutsche Theaterkritik nämlich, die vor dem breiten Publikum in aller Regel nicht ein höheres Urteilsvermögen voraushat, sondern bloß die Frechheit, mit der sie ein solches vorzutäuschen pflegt. Dieses kleinen Unterschiedes wegen wird aber der Theaterkritiker, wie jeder andre Rezensent, von seiner Zeitung ausgehalten. Denn der bezahlte Wert des Feuilletonisten für die Allgemeinheit, und damit für ihre Presse, liegt ja darin, daß er ihr bestialisches Wesen in den milden Glanz der »Kulturnation« hüllt, indem er ihren nicht sonderlich interessanten Meinungen die Reputation des sachkundigen Urteils verschafft.

Stets betreiben die Machinationen des Feuilletonisten nur das eine: sie zerren das auf der Bühne oder sonstwo Gebotene, ob sie es nun verreißen oder begrüßen, in die Dienste des Zeitgeistes und seiner zwielichtigen Zwecke, die je nachdem abgefeimt sind oder bloß unappetitlich. Kurzum, es ist das beklagenswerte Geschick der marktgängigen Theaterkritik, mit jedem ihrer Elaborate wider Willen Beweisstücke zu liefern für die Unkultur einer Kulturnation.

Geradezu unnachahmlich ist ihr das im Falle des »Ghetto«Spektakels gelungen. Diese Zumutung erhielt eine Absage allein durch Rolf Michaelis in der »Zeit« und entschiedener durch Peter Iden in der »Frankfurter Rundschau«. Alle andern Kritiker der tonangebenden Presse zollen der Show, unerachtet einiger kleiner Gewissensbisse, angeregt bis enthusiasmierte Zustimmung. Sie lassens sichs auf der Zunge zergehen, was sie zugleich eine Tabuverletzung heißen: »diesen unstatthaften Verschnitt von Massenmord und Musical, diese auf den Tod vergnügte Ghetto-Operette« (»Frankfurter Allgemeine«), »dieses Massaker zu Gershwin-Klängen« (»Welt«), den »hysterischen Mord-Troubadour« Kittel (»Süddeutsche Zeitung«) und seine »delikat-degoutante Steigerung des theatralischen Kalküls« (»Spiegel«). Ohne Scham genießt diese pervertierte Kritik die Schändung der Ermordeten durch eine moralische Anstalt, die an Verkommenheit ihresgleichen sucht und in der Presse gefunden hat. Diese Schreiber da prostituieren die Sprache, um es der Bühne zu besorgen, und was einer von ihnen, Georg Hensel in der »Frankfurter Allgemeinen«, unter dem Titel »Judenmord, Tangoschritt« als »unstatthaft« bezeichnet, das rühmt er im selben Atemzug als siegreiche Pioniertat mit den Worten: »Es ist der Triumph des Theaters, das schamlos ist seit Anbeginn: Jetzt macht es das Ghetto zu einer seiner Provinzen«.

In der Wirklichkeit ist dieser »Triumph« jedoch ein Sieg der Lüge über die historische Wahrheit. Aus der satanischen Verwischung der moralischen Grenze zwischen den Mördern und ihren Opfern, wie sie das ausgeklügelte Herrschaftssystem der Nazis im Ghetto, die von ihnen sogenannte »Selbstverwaltung« der Gefangenen, unausweichlich erzeugte: aus dieser Zwangsangleichung der Juden konstruiert die deutsche Theaterkritik vierzig Jahre danach eine Wahlverwandtschaft: »gegenseitige Anziehung zwischen Täter und Opfer« (»Spiegel«), »eine Art wahnsinnige gegenseitiges Angesogensein« (»Süddeutsche Zeitung«), und Marleen Stoessel spricht in »Theater heute« gar von einer »Osmose« und gießt ihre Infamie in die Formel von den »beiden brüderlich Mächtigen«, worin sie den Juden Jacob Gens mit seinem Mörder, dem SS-Mann Kittel, post mortem verkuppelt.

Die erlogene »Verbrüderung« zwischen Opfern und Tätern ist schon ein Resultat jener »Unbefangenheit«, die neuerdings so viele Deutsche vor der deutschen Geschichte für ihre Nation reklamieren. Inzwischen ist man so weit, den in den Ghettos und Lagern Geschundenen und Gemordeten rundweg zu bestreiten, daß sie die Opfer seien. Verübelt hat mans ihnen schon lange. Jetzt aber ist das Schweigen gebrochen, und die Deutschen machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube, denn was geschehen ist, ist geschehen: man muß es zugeben, um es zu rechtfertigen. Verdrängung wird überflüssig, die psychische Energie verwendet man nutzbringender zur Erfindung passender Ausreden und Verdrehungen. Auch Zadek schweigt nicht, er kennt sehr wohl seine Verdienste um die deutsche Nation. »Es gibt jetzt«, so würdigt er seine Kollaboration,« einen Atemzug der Erleichterung, weil es einem nun erlaubt ist zu sagen, es gab jüdische Kollaborateure.« Ganz unbefangen stellt nun diese Nation, der ihre geschichtliche Schuld nie etwas anderes war als eine anstößige Vokabel, weil sie selbst sich der Mitwelt als die »verführte Unschuld« präsentiert, die Juden in eine Reihe mit den »Verführern.«

»Kollaboration mit den Nazis« lautet die zynische Anklage der Deutschen, die es ihren Obrigkeiten immer recht gemacht haben. Und was beim schon zitierten Georg Hensel als Frage auftritt: »Wann verlieren die Opfer ihre moralische Überlegenheit?«, das ist in diesem Land längst beschlossene Sache. Denn das Wort von der »jüdischen Kollaboration« bereits vollzieht die Geschichtsfälschung: nirgendwo nämlich hat es in den Ghettos aus freien Stücken eine Zusammenarbeit zwischen Juden und Nazis gegeben, sondern stets nur den verzweifelten Versuch der zur Ohnmacht Verdammten, unter dem Terror faschistischer Vernichtung von einem Tag auf den andern zu überleben. Für solchen Versuch steht auch der Name des historischen Jacob Gens. Der anonyme Schreiber des »Spiegel« aber meint ihn diffamieren zu dürfen als »eine jüdische Version des *Mitläufers,* der *vorgeblich* immer nur Schlimmeres verhüten wollte, während er es schon ausführte«.

Diese Deutschen, die einst den Massenmord an den Juden wenn nicht unterstützten, so doch schweigend geschehen ließen, und die auch heute vor der Diffamierung der Ermordeten und Überlebenden nicht zurückschrecken, während sie sich mit dem eigenen Leid und ihrem angeblichen Widerstand immer hemmungsloser aufspielen, diese permanent »Betroffenen«

haben das Urteil über ihre Opfer längst gefällt. Es ist mitnichten die Presse der Rechtsextremen, der alten und jungen Nazis, oder der »Bayernkurier«, es sind vielmehr Blätter jener selbsternannten Mitte, die sich kultiviert und demokratisch dünkt, worin dem jüdischen Volk nun, wie etwa in der »Zeit«, »eigene Schuld durch Kollaboration an der Vernichtung der Juden in Europa« attestiert wird, und ebenfalls in »Spiegel« und »Theater heute« wird auf »Mitschuld der Juden an ihrem Schicksal« und »am Holocaust« erkannt.

Die Juden, so lautet der deutsche Urteilsspruch, haben sich schuldig gemacht, denn sie waren nicht besser als ihre von den Deutschen ermächtigten Mörder. Es ist eben der Lauf der Welt – in der »Süddeutschen« steht es geschrieben – , daß Macht »auch die Opfer süchtig macht«. Die Deutschen können ein Lied davon singen. Und wissen obendrein, daß »die Faszination auch der faschistischen Macht«, die Astrid von Friesen in der »Hamburger Rundschau« gesteht, »noch die Seelen der Überlebenden 'brutalisiert'« (gemeint sind, versteht sich, die jüdischen Seelen). Das sieht an Israel heut selbst der wohlwollendste Antisemit. Merke also nach Astrid von Friesen: »Dieses Macht-Ethos hält an – bis hin zu der Zerstörung der Palästinenserlager...« – und der letzte deutschen Hemmungen.

V

Von »jüdischen Kollaboration« über »jüdische Mitschuld« zum »jüdischen Faschismus« – : immer häufiger melden sich Volksgenossen zu wort, die diesen Weg deutscher Heilsgeschichte propagieren. Und es führen hierzulande anscheinend alle politischen Richtungen zum selben Ziel. Längst ist es kein Schleichpfad mehr, eher schon eine Heerstraße, auf der ein Volk sich sammelt, um seine wiedererlangte Ehrbarkeit dadurch zu beweisen, daß es aller Welt seine Untaten vorwirft. Ob Russe, Amerikaner oder Jude, es sind die Fremden, von denen die deutsche Nation allemal sich bedroht sieht, weil sie insgeheim weiß, daß die Verbrechen, die sie an jenen in diesem Jahrhundert verübt hat, in Wahrheit unbereut und ungesühnt sind bis heute. Deshalb wurde »der Fremde« zum Archetyp des Bösen in der deutschen Seele, und sie fürchtet das von ihm, was sie selbst gegen ihn ausbrütet. Der Deutsche ist heute Antisemit, weil er die Juden vernichtet hat. Er wird es so lange sein, wie er die grauenvollen Untaten, über die in diesem Land seit vierzig Jahren öffentlich nicht bloß zu reden, sondern zu richten gewesen wäre, allerhöchstens als persönliches Leid der Opfer und individuelle Schuld der Täter bedauert, aber nicht wahrhaben will, daß dieser Völkermord ein Verbrechen an der Menschheit ist, begangen von einem Kollektiv, das teilnahmslos fortbesteht.

Denn dieses Kollektiv will weder von dem Verbrechen noch von seinen Ursachen ernstlich etwas wissen. Wo sind denn die Deutschen, die bis in die Träume verfolgt werden vom Entsetzen über die deutsche Geschichte? Wo die Historiker, die Philosophen, die Publizisten, denen dieses Entsetzen die Kritik des Bestehenden diktiert? Es gibt sie, ja, als eine verschwindende Minderheit. Denn dieses Volk hat sich aus der Erinnerung des Grauenvollen fortgestohlen und existiert nun, ohne Wissen und Gewissen, und seine Leere kaschiert es mit der Phrase von der »Betroffenheit«. So darf man mit Fug erwarten, daß all die Gedenktage gegenwärtig der nationalen Majorität die angemaßte Rechtschaffenheit auch noch offiziell beglaubigen. Man gedenkt - und lenkt doch bloß ab.

Diese Übung in Betroffenheit, von den Bauchrednern der »Neuen Sensibilität« in den siebzigern Jahren eingeführt, scheint zum intellektuellen Volkssport zu werden; immer mehr wiedergutgemachte Patrioten sammeln sich in Theatern, Museen und Ausstellungen, zu Schweigekreisen, Mahnwachen und Fackelzügen, um sich dem erlösenden Gemeinschaftserlebnis ihrer Geschichte hinzugeben, wo immer sie Gelegenheit finden. Als eine solche wurde auch die »Ghetto«Aufführung sofort erkannt. Sie ist um so willkommener, als hier die von den Deutschen weniger ersehnte, vielmehr geforderte, weil verdiente Absolution von der geschichtlichen Schuld durch die Opfer selbst erteilt wird. Diese befreiende Gewißheit hat im »Hamburger Abendblatt« ihren bündigen Ausdruck gefunden: »'Ghetto' hat die Wirkung einer Katharsis. *Es vergiftet nicht.* Es entgiftet. Und *darum* geht in diesem Stück *der furchtbare Inhalt so gut mit der heiteren Form* zusammen. Man verläßt als Zuschauer das Theater *nicht bedrückt und mit neuem Schuldgefühl* beladen sondern *eher froh* und mit Hoffnung.«

Wahrhaftig, welche Katharsis! Aus der Erleichterung des Deutschen darüber, daß ihm niemand mit der Geschichte zu nahe getreten ist, spricht die deutsche Angst. Aber diesmal wird keiner vergiftet und auch keiner vergast, man wird damit nur gut unterhalten. Und »darum«: solange es die »heitere Form« nur gibt, braucht den Zuschauer »der furchtbare Inhalt« nicht zu kratzen. Er muß »nicht bedrückt« sein, etwa weil seine Landsleute Europas Juden ausgerottet haben, sondern »eher froh«. Denn: »Ihre Lieder leben weiter« für die deutsche Kulturnation, deren Feuilletonkritiker sie genießen mit Hoffnung auf ein langes Leben ohne Schuldgefühl. Der von der »Frankfurter Allgemeinen« legt ein deutsches Bekenntnis ab, auch wenn er es Sobol in die Schuhe schiebt: »Wo Tränen zuwenig wären, will er das Gelächter«.

Vielleicht ist das Theater ein schwieriges Medium der Aufklärung; in diesem Fall jedoch wirkt es als ein Agent der Verfinsterung. Im Land der Mörder, wo Tränen zuwenig wären, haben sich die Erben nun gefunden im Gelächter über Auschwitz.

Konkret 03/85, S. 81

Gerald Kienast

The Sound of Freedom - fremder als das Paradies

Zwei Road-Movies, bei denen der US-amerikanische Mythos auf der Strecke bleibt

Für mich ist Kino immer auch Bild-Auktion, die Gelegenheit neue Bilder anzuschaffen und alte abzustoßen. Ich war nie im Besitz *eines* Amerikabildes. In meinem Hirn stapelt sich ein ganzes Amerika-Bilder-Archiv, wobei ich mir hier die Schlampigkeit erlaube, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Las Americas gleich- und ineinszusetzen, nicht weil ich diesen imperialistischen Sprachgebrauch für harmlos hielte, sondern um ein Klischee zu zitieren das die Weltsicht eines großen Teiles der US-amerikanischen Bevölkerung spiegelt, der im übrigen alles daran setzt, daß der Rest der Welt seine Sicht teilt.

Es dürfte in der Bundesrepublik nicht wenige geben, die wie ich das Bedürfnis spüren, sich von Amerika-Bildern zu befreien, die sich längst als Lug und Trug erwiesen haben. Leicht ist die Entrümpelung dieser Bilderwelt nicht. Sie ist im Gegenteil mühsam und schier endlos, denn unaufhaltsam fließen neue, gratis gelieferte Amerika-Bilder nach, und sei es nur als Kopien von Kopien. Auch wer sich »Denver« erspart und »Dallas« ausläßt, ist nicht immun gegen diese Bilderflut.

In kurzer Abfolge habe ich zwei Filme gesehen, die dem Bedürfnis entgegenkommen, Bilder auszutauschen und zu ersetzen durch Bilder, welche die in den USA gelebte Wirklichkeit wiedergeben. Der eine ist ein Spielfilm – der andere eindeutig keiner. Beide erzählen in aller Ruhe, was sie sich zu erzählen vorgenommen haben. Umso aufgeregter reagiert man als Zuschauer. Nein, ich spreche nicht von »Paris, Texas« – das sind genau die Bilder, die ich nicht mehr sehen will. Mir unerklärlich, wie der Schweizer Verleiher (Filmcooperative Zürich) den Film mit einem Rezensions-Zitat bewerben kann, das es herauszustellen für wichtig hält, Jim Jarmusch, Autor und Regisseur von *»Stranger than Paradise«,* habe mit Wim Wenders zusammengearbeitet. Vom Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist dem Film nichts anzusehen – glücklicherweise.

»Stranger than Paradise« ist ein road-movie über weite Strecken; genauer von New York City nach Cleveland und von dort nach Florida. Eine 'typisch amerikanische' Erzählweise also. Anders als die meisten seiner Genre-Vorgänger transportiert dieser Straßenfilm nicht auch noch den »on-theroad-again« Mythos im Anhänger. Jarmuschs Film zeigt die kalt zur Schau getragene Gefühlswelt von zwei jungen Männern und einer Frau; zwei von ihnen Einwanderer der ersten Generation. Die Art wie sich die drei in der neuen US-amerikanischen Alltagswelt bewegen, und wie sie dabei ihre Gefühlswelt auf minus zero herunterschrauben, ist alles andere als nur komisch.

Der Film ist auch alles andere als eine »Komödie der Gefühlsverwirrungen«, wie es in einem Flugblatt des Verleihers heißt. Auf die Idee kann man wohl nur kommen, wenn man, wie der Rezensent der »Weltwoche«, in Willie und Eddie zwei »tierisch coole« Typen sieht. Coolness ist nur eine flüchtige, anstrengende Maske, darunter lodert eine Flamme und manchmal brodelt ein Vulkan. Der Aggregatzustand von Willies, Eddies und Evas Gefühlen hat sich längst verfestigt – da ist Kälte und drunter ist das Eis. Die drei müssen sich ganz schön aufrappeln, um etwas Leben in ihr Leben zu bringen. Das ist oft witzig und traurig in einem und beeindruckend gespielt. Doch das ist es nicht, was in meiner Bilderinnerung hängengeblieben ist.

Dieser Film ist aus der Mitte der USA heraus gedreht. Er läßt die Extreme aus. Er zeigt nicht den extremen Reichtum, nicht die extreme Armut, er zeigt nur die Armseligkeit des Landes. Er zeigt die Verwahrlosung von allem, was öffentlich und nicht vom Privateigentum vereinnahmt ist. »Stranger than Paradise« ist ein Film ohne jeden Glamour, auch die Typen, die in ihm agieren, kommen ohne ihn aus. Das macht sie sympathisch. Wer in solch wüsten Stadt- und derart öden Industrielandschaften lebt und ums Überleben zu kämpfen gezwungen ist, der verdient diese Sympathie, auch wenn man sich wünschte, der Überlebenskampf würde anders geführt: nicht als stilisierter Einzelkämpfertrip sondern als organisierter Massen-Weg.

Auch *»The Sound of Freedom«* ist, wenn auch über weniger weite Strecken, ein road-movie. Hier geht die Strecke von Frankfurt am Main zum Feldberg im Taunus und von dort ins Hessische. Mal in der Frontscheibe, mal im Heckfenster ein Amischlitten und im Ohr the sound of freedom: American Forces Network (AFN), die akustische Stimme der Besatzungsarmee. Ein Film, der die Präsenz der Amerikaner - die Allgegenwart des Amerikanischen, seiner Status- und Konsumsymbole, aber auch die in der Anwesenheit der US-Army materiell werdende Bedrohung aufspüren will, muß als Filmemacher der Tonspur große Aufmerksamkeit widmen. Das hat Thomas Carle getan. Bild- und Ton sind mit gleicher Sorgfalt geschnitten. Heiner Goebbels ist für die Musik verantwortlich. Die ist wichtig in diesem kurzen Film, der nicht nur den Preis der bundesdeutschen Filmkritik erhalten hat und beim »4. Wettbewerb Europäischer Filmhochschulen« als »interessantester Dokumentarfilm« ausgezeichnet wurde, sondern gerade eben, Ende 1984, von der Jury der Leipziger Dokumentarfilmwoche den Preis des »Weltbundes Demokratischer Jugend« zuerkannt bekam.

Thomas Carle interessiert sich »für den Zwiespalt zwischen einer«, nämlich seiner, »stark amerikanisierten Sozialisation einerseits und der Ablehnung der US-Außenpolitik seit dem Vietnamkrieg andererseits«. Diesen Zwiespalt zu beschreiben, ist ihm fast bruchlos gelungen, wäre da nicht die Szene, in der plötzlich colorierte Standfotos auftauchen, die offenbar belegen sollen, daß der Autor die USA kennt und bereist hat. Carle ändert damit, als sei er unter einen Legitimationsdruck geraten, die Erzählhaltung. Er denunziert die Grundeinsicht, von der sein Film lebt. Das militärisch drohende und in seinem kulturellen Expansionsdrang bedrohliche Amerika ist beschreibbar, ohne daß man den europäischen Schreibtisch verläßt – den bundesdeutschen zumal. (Das gilt natürlich auch, wenn auch anders, für die »Dritte Welt«)

Irritierend im ersten Augenblick auch die Szenen, die den Widerstand gegen die amerikanische Bedrohung zeigen. Es ist immer bedenklich, wenn ein Filmmacher sich aus Demonstrationen die Motive heraussucht, auf die auch der Kameramann der 'Tagesschau' draufhält. Man fragt sich, warum ausgerechnet Bahro, Kelly und der General? Hat sich Carle in den Mutlangen-Szenen von Prominenzgeilheit treiben lassen? Der Verdacht wird schnell zerstreut, wenn man sich die Szenen etwas genauer anschaut. Nirgendwo mehr wird der Zwiespalt, den Carle filmisch ausdrücken will, deutlicher als gerade da: Ein als antiamerikanisch verschriener Protest mit den Mitteln des Amerikanismus. Man sieht Bahro eingekeilt zwischen zwei Bullen auf dem Weg zum Gefangenentransportwagen. Als der Festgenommene die Kameralinse vor sich sieht, beginnt er, sich gegen den Klammergriff seiner Bewacher zu wehren. Er wird brutal aufs Kreuz gelegt. Ein Ereignis ist erst dann ein Ereignis, wenn es zum Medienereignis wird. Von wem anders als den Amis haben wir das gelernt? (Und wie schwer fällt es uns, Ereignisse, die nicht spektakulär inszeniert sind, als Bilder aus einer anderen Welt politisch zu verstehen und einzuordnen.) Die Technik, sich ins Bild zu setzen, beherrscht besonders Petra Kelly meisterhaft. Sie hat es drüben gelernt. Einen von gelben Pißblumen umrankten amerikanischen Stahlhelm auf dem Kopf, sitzt sie unter all den Prominenten - unübersehbar. Das sind die Bilder, die um die Welt gehen, was zunächst einmal heißt, in die Kabel der US-amerikanischen Nachrichtenkonzerne. Whatforashow.

Carles Film ist über den Autor direkt auszuleihen. Er ist als Vorfilm zu jeder Art Serienproduktion einschließlich solcher opulenten Schinken wie »Es war einmal in Amerika« besonders geeignet. Allerdings wird er deren ungetrübten Genuß stören.

»The Sound of Freedom« wird im Eigenverleih vertrieben über: Thomas Carle, Telemannstraße 29, 6 Frankfurt/Main, Tel.: 069/7217 33 oder: dffs, Pommernallee 1, 1 Berlin (West) 19, 030/303 62 29.

Konkret 03/85, S. 82

Tilo Rudolf Knops

Entre Nous

Eine Feministische Projektion auf die Fünfziger Jahre

Und in Frankreich, wie erinnern sich da die Filmer der 80er an die 50er Jahre?

Die 34jährige Diane Kurys erzählt in ihrem zweiten Spielfilm die Geschichte ihrer Mutter, die damals etwa so alt war wie sie heute. Und so ist diesem Film über die ehensprengende Freundschaft zweier Frauen die Lust an der Recherche auf den Spuren der eigenen Kindheit anzumerken, eine Neugier, die die tief im Gedächtnis liegenden Fetzen ersten Umwelterlebens, die Eindrücke von Gerüchen, Farben, Dingen und Menschen im nacherzählten Leben der Eltern wiederzufinden sucht.

Was jedes französische Kind aus den Fünfzigern erinnert: den Duft des Sonnenöls wie die Plage der Damen mit den Laufmaschen, die 4CVs, Dauphines und Simca 8, die weiten, geblümten Sommerkleider, Stöckelschuhe und der New Look der Haute Couture – das ist im Grunde nur nachzuempfinden vor dem düsteren Hintergrund der Kriegsjahre.

Nein, keine Nostalgie modischer Äußerlichkeiten, sondern eine Suche nach historischer Authentizität der Gefühlslage. Wenn der Film 1942 beginnt: mit der die drohende Deportation abwendenden Eheschließung der einen, der Jüdin (wieder eine andere Isabelle Huppert), und der Erschießung des Geliebten der anderen (Miou-Miou), eines Resistance-Kämpfers. Und wie diese Frauen sich dann, beide mittlerweile lange verheiratet, auf dem Schulfest der Kinder anfreunden (»Ein bißchen mehr als Freundschaft, ein bißchen weniger als Leidenschaft«), dann läßt uns der Film zusammen mit den Kindern des Krieges staunen bei der Entdeckung der kleinen, alltäglichen Novitäten, die dieser Mütter-Generation das Überleben des Schönen verhießen. Und ein wenig Verstehen von der Begeisterung für die Exotik des Mambo wie vom Prickeln der Eskapaden aus dem Glück .im Winkel in die Eleganz Pariser Modesalons.

Weil wir teilnehmen an den kleinen Wagnissen und Vorstößen unserer Damen dorthin, wo sie das Entkommen vor der Langeweile, die Freiheit und das Abenteuer wähnen, darum sehen wir die Kluft sich auftun zwischen ihren Sehnsüchten und dem Familienleben mit den Männern, die das Mithaltenmüssen im Erwerbsstrom der rasanten 50er nie zur Ruhe kommen läßt, ohnmächtig daher erfahren müssen, wie ihre Frauen der patriarchalischen Ordnung entlaufen (als gutmütig-leidensfähiger proletarischer Familienpascha: Guy Marchand).

Wie aus den unscheinbaren Wünschen nach »Soir de Paris« und »Balmain«, nach Opernbesuchen, Champagner und dem expressiven Vibrato Sidney Bechets schließlich die Seitensprünge und der unvermeidliche Traum von der eigenen Boutique entstehen, was die Freundinnen immer enger verbindet, bis sie sich von ihren berufskampfgestreßten Männern trennen, das ist eine nachvollziehbare Rekonstruktion jener »hunderttausend Gründe, die hinterher Schicksal heißen« (Alexander Kluge). Und damit eine Annäherung vom Detail her an die Widersprüchlichkeit der Gefühle einer Zeit, in der natürlich nicht schlicht allgemein herrschende Lebensbedingungen, sondern diese als besonderer Kampf lebender Menschen ihren Ausdruck fanden.

Mag sein, daß auch in diesem Frauenfilm ein-, zweimal die feministische Projektion überhandnimmt und zu solchen Einverständnis-unter-Frauen-heischenden Bildern führt, die wir aus» *Emma«* kennen. Wie aber überhaupt in Frankreich etwas weniger von jenen disziplinierenden Tönen mitgeklungen zu sein scheint, die hierzulande die Frauenzeitschriften und Tanzschulen der Fünfziger beherrschten (der »Charakterbeurteilung nach dem Bein« in der »Arwa«-Reklame), so gelingt auch im Filmischen eine Befreiung von Korsettagen, sozusagen. Ein Sinn für Timing des Schnitts, für spezifische Bildwirkungen beim Umgang mit der Tiefenschärfe; eine Erzählweise, die stets aus dem Spannungsverhältnis zum Nicht-Gezeigten lebt; in einer Kunstschulenszene versteckt, ein kluger Vortrag über die Bedeutung des Abbildes als solchem, das eben nicht entweder als Illusion oder als Wirklichkeit, sondern als Verschränkung von beidem verstanden werden sollte – Nachhilfeunterricht für alle, die so gerne das eine gegen das andere ausspielen. Nichts von der fetischistischen Suche nach Strukturen also hier, die die Perspektive der heutigen französischen Herrendenker und mancher Filmer bestimmt.

Liebevolle Aufmerksamkeit für das unterdrückte Besondere prägt diesen Film über die Zeit, als noch die Modemacher in Mode machten und die Philosophen philosophierten.

Seit Mitte Februar ist »Entre Nous« auch in bundesdeutschen Kinos zu sehen

Konkret 03/85, S. 84

Harro Lichtensteiner

Einstellungen von der Schutztruppe

Morenga, das war ein »Hottentottenbastard«, der es gewagt hatte, gegen die Kolonialarmee des kaiserlichen Deutschlands anzutreten »Morenga«, das ist ein Roman von Uwe Timm über den Widerstand Morengas gegen die Kolonialherren »Morenga«, das ist jetzt auch die Verfilmung des Romans von Uwe Timm durch Egon Günther. »Morenga« als Film ist außerdem noch zweierlei: einmal ein Kinofilm, der die Bundesrepublik Deutschland im Wettbewerb der Berliner Filmfestspiele vertritt, und eine dreiteilige Fernsehserie, die am 13, 17 und 20 März, jeweils um 20 15 Uhr im Programm der ARD zu sehen sein wird

So schön manche Würste auch anzuschauen sind, es drehte einem den Magen gleich mehrfach um, wenn man auch nur in Bruchstücken wüßte, wie sie hergestellt werden. Das ist mit Filmen nicht anders. Manchmal schimmert in den fertigen Produktionen noch die Produktionsweise durch, keck und frech auf ihr ästhetisches Eigenleben pochend. So spricht man etwa von einer »amerikanischen Einstellung«, wenn die Personen bis knapp übers Knie ins Bild gesetzt werden. Amerikanisch deshalb, weil so die am Oberschenkel baumelnden Revolver in ihren ledernen Halterungen voll im Bild sind. So einfach ist das. Egon Günther hat einen Film über einen schwarzen Freiheitskämpfer gedreht. Mit welcher Einstellung, mit welchen Einstellungen? Amerikanischen, europäischen, afrikanischen?

Die Geschichte, der Roman

Morenga - dahinter verbirgt sich in feinster Rassistenterminologie ein »Hottentottenbastard«. Er hatte es gewagt, zwischen 1904 und 1907 den Kampf der Nama und Hereros gegen die Kolonialarmee des kaiserlichen Deutschlands zu führen. Was als »Hottentotten-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika« bis heute in unseren Köpfen steckt, war Widerstand gegen deutsche Gewalt, zu der Peitsche, Schnaps, Gebet und Gewehrkugel gleichermaßen gehörten und die im Völkermord endete.

Uwe Timm hat für seinen Roman gründlich recherchiert. Auch an Ort und Stelle in Namibia hat er historische Quellen ausgewertet. 1978 im Verlag der Autoren Edition erschienen, 1981 als Rowohlt Taschenbuch neu herausgekommen, hat ihm »Morenga« viel Lob bei Kritikern und Lesern eingebracht. Hierzulande. In Namibia, unter den 20 000 Deutschstämmigen, wird er gehaßt ob dieses Romans. Ihm wird »ein Verächtlichmachen des ganzen Deutschtums hier in Südwest« und die »Verherrlichung eines Terroristen und Banditen« vorgeworfen. Von der südafrikanischen Regierung ist er zur persona non grata erklärt worden. So mußte Timm, der das erste Drehbuch zum Fernsehfilm geschrieben hatte, ausgebootet werden. Statt seiner wurde der Film- und Fernsehregisseur Egon Günther als Drehbuchautor und Regisseur für die Morenga-Story engagiert.

Günther, der in den DEFA-Studios in Babelsberg bei Berlin (DDR) das Filmhandwerk gelernt hatte, kam Ende der siebziger Jahre mit einem Arbeitsvisum in der Tasche in die BRD und reüssierte hier schnell durch Fernseharbeiten für die ARD wie das ZDF. Ein 1984 in der DDR erschienenes Filmlexikon weist den knapp 58jährigen als DDR-Bürger aus. Er selbst lebt schon seit geraumer Zeit mit gewisser Beharrlichkeit in München.

Die Vorgeschichte

Obwohl andere Drehorte im Gespräch waren, besonders Kenia, wollte der WDR für »Morenga« unbedingt an den historischen Schauplätzen von ehemals Deutsch-Südwestafrika (Windhoek, Okahandja, Rehobot, Swakopmund und Warmbad) festhalten. Außer dramaturgischem Prestige waren dafür allerdings wenig einleuchtende Gründe erkennbar, wenn man einmal unterstellt, daß es die Reinrassigkeit der Film-Opfer doch wohl nicht sein konnte.

Als dann Mitte 1982 die Visa für das 35köpfige Team mit Günther und ohne Timm beantragt wurden, führte die Republik Südafrika dem WDR mal schnell vor, wo die Macht dieser Republik anfängt. Der südafrikanische Botschafter in Bonn, van Heerden, verweigerte die Visa mit der Begründung, daß der WDR gerade einen Mitschnitt der schwarzen südafrikanischen Musical-Truppe »Sound of Africa« ausgestrahlt habe, einem, so der Botschafter, »Machwerk«, das dem Ansehen und den Interessen des Apartheidstaates geschadet habe. Sein Vorschlag: der WDR solle einen Film über Soweto, offeriert von der südafrikanischen Botschaft, »unkommentiert« senden. Dann könne man wieder über die Visa sprechen.

Privat statt öffentlich

Statt aus der Namibia-Planung auszusteigen, entschied sich der WDR zum Ausstieg aus der Eigenproduktion und für die »freie Produktion«. Der Auftrag ging an Tele Norm Film (TNF) in München, und damit begann das sorgenlose Leben der Weißen Filmer im schwarzen Namibia. TNF-Chef Rainer Söhnlein fand für jedes Problem eine Lösung. In knapp vier Monaten war Ende 1983 das gesamte Filmmaterial im Kasten. Aus der Bundesrepublik waren rund 60 Personen im Einsatz. Hinzukamen zahlreiche »Eingeborene«, so Söhnlein. Die spurten, wie man es in den alten Tagen gewohnt war.

CSU, DTA & Co.

In den 14 Vorbereitungswochen zu den Dreharbeiten hatte sich Söhnlein nach eigenem Bekunden »erfahrener Leute bedient, die er alle nach einem einzigen Kriterium aussuchte: Wer hat Zugang zu maßgeblichen Leuten? In München sprach er, »ein paar CSU-Freunde« an, über diese gelangte er an die CSU-eigene Hanns-Seidel-Stiftung und damit war er auch schon mittendrin im weißen Namibia .

Die südafrikanische Botschaft in Bonn zeigte sich auch kooperationswillig und empfahl als Anlaufadresse die »Interessengemeinschaft deutschsprachiger Südwester« (IG), die seit 1977 die deutschsprechende Gemeinschaft von Weißen in Namibia politisch aktivieren will. Ihr Präsident, Wilhelm Weitzel, entwickelte sich schnell zum wichtigsten Partner von Söhnlein. Dann war da noch die »Demokratische Turnhallen-Allianz« (DTA), jene gemischtrassige Marionetten-Clique Südafrikas, in der jeder »Stamm« durch seinen »Häuptling« vertreten sein soll.

Die IG, die sich innerhalb ihrer Sprachgruppe immer als ein bißchen weitblickender auszeichnete gegenüber den zahlreichen Alt-Nazis, verkrampften Kameradschaftsverbänden und Schutztruppler-Nachfahren, hatte ihrerseits konkrete Interessen am »Morenga«-Projekt! Erstens sei zu befürchten, daß ein Drehverbot in Namibia nur »negative publizistische Elemente« in den Film brächte; zweitens winkten dem Land hohe Einnahmen nicht nur durch die Versorgung des Teams, sondern auch durch den Nachbau von Warmbad, wofür allein Kosten von einer Million DM veranschlagt waren; und drittens, so die IG einen Monat vor Drehbeginn, ergäbe sich durch die Dreharbeiten in Namibia »die Möglichkeit einer positiven Einflußnahme auf die Teammitglieder und deren Ein- und Ansichten.«

Korrekturen oder Zensur?

Im gleichen Atemzug wurde bereits Vollzug gemeldet: »Es ist versucht worden, auf den Inhalt einiger Passagen und einzelner Szenen des Drehbuchs im Sinne einer historisch korrekten Darstellung einzuwirken. Wenn sich darum Organisationen, Personen und Instanzen zur Mitarbeit an und Zusammenarbeit mit den Dreharbeiten bereit erklären, so ist das nur zu begrüßen im Sinne einer Einflußnahme auf eine positive Darstellung eines Romans über Land und Leute der damaligen Zeit.«

Mindestens zwei offiziellen Instanzen waren frühere Drehbuchfassungen vorgelegt worden: dem »Institut für Soziale Studien«, das voll und ganz mit jährlich etwa 300 000 DM von der Hanns-Seidel-Stiftung finanziert wird und - welch ein Zufall - mit der DTA unter einem Dach sitzt, und dem »Institut für zwischenmenschliche Beziehungen.« Das hatte Folgen.

Mitte August 1983 erklärte das IG-Vorstandsmitglied Halenke: »Das nunmehr vorliegende fünfte Drehbuch von Egon Günther (...) vermeidet die böswilligen Verunglimpfungen der deutschen Schutztruppe und der deutschen Kolonialverwaltung im Sinne Timms.« Am gleichen Tag läßt das Windhoeker Produktionsbüro von TNF verlautbaren, daß der Film nichts mehr mit dem ursprünglichen Buch von Timm zu tun habe und daß die bisher kritisierten Stellen tatsächlich anders formuliert wurden.

Sechs Tage vor Drehbeginn bekräftigte Söhnlein die Streichungen und Änderungen auf einem »zünftigen bayrischen Empfang« in Namibias Hauptstadt, und als er Anfang September '83 als Gast des ZDF auf der Funkausstellung in Westberlin weilte – da hatten die Dreharbeiten »da unten« gerade begonnen – , gab sich der Produzent ganz offen: »Von Timm sind die beiden Hauptfiguren übrig, dazu kommen die historischen Tatsachen, wie sie wirklich waren. Und wenn man erst einmal vor Ort ist, dann erkennt man, daß diese anders als bei Timm waren. Der Film wolle sich um »Ausgeglichenheit von Schuld und Unschuld« bemühen. »Fehler der Kolonialverwaltung werden durchaus nicht verheimlicht«, aber ein »Trotha-Aufruf« müsse eben dadurch ausgeglichen werden, daß gezeigt wird, wie die Nama deutsche Farmen anzünden.

Zur Erinnerung: der berühmt-berüchtigte Aufruf des Generals von Trotha am 2.10.1904 hatte folgenden Wortlaut: »Innerhalb der deutschen Grenzen wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh, erschossen. Ich nehme keine Weiber und Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück und lasse auf sie schießen. Das sind meine Worte an das Volk der Herero. - Der große General des mächtigen deutschen Kaisers.«

»Versöhnung«

Das Produktionsteam lud die Kameras durch und betrieb durch die offiziellen Kontakte zur DTA eine Politik des »inneren Ausgleichs« wie sie im Sinne der CDU/CSU und auch der Rassisten in Pretoria war und ist. Umworben wurden so beispielsweise die beiden DTA-Vertreter Kuaima Riruako (Herero) und Daniel Luipert (Nama). Söhnlein will gar eine große historische Tat vollbracht haben, indem er als Repräsentant der ehemaligen Kolonialmacht die beiden Parteien, Nama und Herero, auf einer gemeinsamen Party bewirtete. Luipert ging ihm dann auch gleich noch zur Hand: Er suchte die echten Nama-Statisten auf Zuverlässigkeit und sonstige Eignung hin aus. Für eine solche Selektion gab es gute Gründe: Als von Südafrikas Gnaden, ohne Wahlen, ernannter »Führer« seiner Gruppe konnte Luipert nicht für sich in Anspruch

nehmen, für die Nama zu sprechen. Die Nama sind 1976 der SWAPO beigetreten, unter der Führung von Hendrik Witbooi, dem direkten Nachfahren des legendären Nama-Häuptlings, der im Kampf gegen die deutsche Schutztruppe im Jahre 1905 fiel.

Und die Perspektive des Films? Rainer Söhnlein am 24.8.1983 in Windhoek: »Wir werden alles in unserer Kraft stehende tun, um die Interessen des Landes Südwestafrika/Namibia zu wahren und seine Probleme gerade mit Hilfe eines spannendes Films den deutschen Zuschauern wieder ins Bewußtsein zu bringen.« Und in Westberlin sagte er: »Der Film endet, wo die aktuellen Probleme beginnen.«

Der Vernichtungsfeldzug der deutschen Kolonialarmee jedenfalls endete, als von einst 80.000 Hereros gerade noch 15.000 lebten. Ähnliche Abschlachtquoten hatte General von Trotha bei Nama und Saan erzielt.

»Morenga«, der Film, beginnt mit dem Vorspann. Dann kommen die Einstellungen. Sie wurden gedreht zwischen dem 30. August und Mitte Dezember 1983. In Namibia.

Konkret 03/85, S. 88

Notizen

sauber

Um der »leidigen Marroni-Fortwerferei« ein Ende zu bereiten, hat die Stadtverwaltung der Schweizer Bundeshauptstadt Bern beschlossen, eine »Doppelspitztüte mit integriertem Abfallbehälter« einzuführen: Marroni (Eßkastanien) in die Haupttüte, Schalen in die Nebentüte und sauber ist die Stadt.

sauber sauber

Der Abwart (Hausmeister) einer Sekundarschule in Steffisburg, Kanton Bern, hat einen Dreizehnjährigen, dem beim Kaugummikauen der Gaber aus dem Mundwinkel lief und auf den Boden der Turnhalle tropfte, gezwungen, »vor den Augen seiner Klassenkameraden den 'Schpöiz' vom Boden aufzulecken.« Die Schulleitung meinte, das ginge zu weit.

Bruder Jens

Endlich mal nicht schon wieder ein von der Currywurst auf die Sojabohne und vom Streß der Steinestadt auf die schwäbischälbische Zwerghofidylle umsattelnder Lohnabhängiger, sondern ein kapitaler Aussteiger: Jens Dither von Bandemer (48), Mehrheitseigner und allein haftender Gesellschafter der »Münchner Knorrbremse« (11.000 Beschäftigte, 1,4 Milliarden Umsatz).

Noch tüftelt Herr von B. mit Banken, Miteignern und Betriebsrat die Umwandlung der KG in eine börsenfähige AG aus, doch schon im Sommer dieses Jahres will Bruder Jens mit seinem auf 150 Mio geschätzten Vermögen der kruden Geldheckerei Valet sagen und sich beim »Heimholungswerk Jesu Christi« der Würzburger Sekten-Chefin Gabriele Wittek, na was? pardon: einkaufen. Schwester Gabriele hat sich von der einfachen religiösen Erschütterung autodidaktisch zur »Prophetin« eines immer wieder beliebten vegetarischen Urchristentums hochgearbeitet und liegt den Amtskirchen mit auf zwanzig- bis vierzigtausend geschätzten Abtrünnigen als Konkurrenz schwer im Magen.

Des Kapitalisten von B. veröffentlichte Ausstiegs-Motive lassen aufhorchen: »Der Materialismus hat in allen Formen einschließlich des Kapitalismus abgewirtschaftet«. Daß der Materialismus, also Schaumwein schon am Morgen, Pausenbrot wegschmeißen und die Zweittanne zu Weihnachten... gebongt. Aber daß auch der Kapitalismus? Das muß Bruder Jens erklären. Tut er auch, per Telex auf schriftliche Anfrage, »damit's keine Übermittlungsfehler gibt...« Also: Alle »heutigen Weltprobleme sind Folgen materialistischen Denkens und egoistischen Verhaltens.« »Alternativ kann nur ein christliches Wirtschafts- und Gesellschaftssystem sein«, aber, bei Gott, »nicht als politisches Programm«, neiein, Bruder Jesu ist »weder Grüner noch Marxist«, vielmehr »handelt es sich um eine friedliche, geistige Revolution« und die, auf 30.000 qm projektierte »Christus-Gemeinde bei Würzburg« wird natürlich nach allen Regeln der »Bergpredigt« gemanagt, also weniger Betriebsrat, Gewerkschaft, Mitbestimmung und solche materialistischen Sachen, sondern mehr so »Gottes- und Nächstenliebe« und die höhernorts so geschätzte »Selbstlosigkeit«. Und da Bruder Jesu »diese Gemeinde im übrigen in das herrschende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem einordnen und die bestehenden Gesetze selbstverständlich respektieren« will, geht dieser kapitale Ausstieg schließlich auch in Ordnung. Letzte Frage: Was die »kapitalistischen Kollegen« dazu sagen? Also ihm seien »bisher nur wenige Reaktionen kapitalistischer Kollegen bekannt geworden«, er registriere »eine Mischung von Abwarten, Ablehnung und Sympathie«. Fein.

Und dann ruft es ein paar Minuten später an und Bruder Jens' Sekretariat bittet um eine Textänderung im Telex. Es solle nicht »kapitalistische«, es solle »meiner Unternehmer-Kollegen« heißen. Ordnung muß sein. Begriffen Bruder Jens.

Horst Tomayer

help

In der Hoffnung, »einen kleinen Beitrag zur Linderung der in Not geratenen Menschen der Dritten Welt geleistet zu haben«, hat die 'Starlight Video' DM 15.000,- an die Stiftung 'Menschen helfen Menschen in Äthiopien' überwiesen. Der Pressemitteilung legt die Video Produktions- und Vertriebs GmbH einen Prospekt ihres Verlagsprogramms bei, der auf die Erfolgsfilme des Verlages besonders hinweist: »Verdammt zum Schafott; an der Schwelle zum Tod« und »Das Ende der Angst«.

help help

Einige der Gesangskünstler, die zum »Afrikatag der ARD« den Gemeinschaftssong »Nackt im Wind« beitrugen, haben heute das Gefühl, sich in schlechte Gesellschaft begeben zu haben. Udo Lindenberg zeigt sich überrascht, wie bereitwillig sich Leute, von denen er das nicht erwartet hätte, nach dem Motto »Ein bißchen Frieden, ein bißchen Füttern« auf die Alibischiene begaben. »Kurz gespendet, I hema beendet«. Nicht für die »Künstler in Aktion«, die sich zu einem `Verein zusammenschließen und zum Reagan-Besuch im Mai eine Willkommensarie einstudieren wollen.

help, help, help

Die US-amerikanische Entwicklungshilfe-Organisation AID (populär: CIAid) erwartet nach dem Ausbruch des dritten Weltkrieges eine AIDS-Epidemie. Begründung: Blut wird fließen auf beiden Seiten. Für den Fall hat die britische Popformation AID (»Do you know it's Christmas) eine Benefizplatte angekündigt.

Aufschwung

73,4 Millionen Kinokarten wurden im vergangenen Jahr in der DDR verkauft. Gegenüber 1983 erhöhte sich damit die Besucherzahl um 700.000. In diesem Jahr können die DDR-Bürger in ihren Kinos 125 Filme aus 20 Ländern zu sehen, 95 davon aus sozialistischen Ländern. Aus der DDR selbst stammen zwölf Werke: Horst Seemanns »Besuch bei van Gogh« dürfte neben Hermann Zschoches »Hälfte des Lebens«, einem Hölderlin-Film, zu den wichtigeren zählen. Ein Schwerpunkt des staatlichen Filmverleihs Progress sind Filme zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus. Neben etlichen Dokumentarfilmen werden aus diesem Anlaß Wolfs »Ich war neunzehn« und Beyers »Nackt unter Wölfen« wiederaufgeführt. Aus der Produktion kapitalistischer Filmfirmen, so schrieb das »Neue Deutschland«, stellte Progress ebenfalls ein abwechslungsreiches Angebot zusammen.« Der Reichtum dieser Auswahl stützt sich auf Scolas »Le Bal«, der »Rammbock« mit Lino Ventura, »Zeit der Zärtlichkeit« mit Shirley MacLaine und Jack Nicholson, Sauras »Carmen«, Kückelmanns »Morgen in Alabama« und Rosenbauers »Peppermint-Frieden.« Wie schon in den vergangenen Jahren ist das Angebot an Filmen aus der 3. Welt äußerst bescheiden. Und ebenso wie in all den Jahren zuvor rügte auch diesmal die DDR-Zeitschrift »Film und Fernsehen« diese Ignoranz gegenüber den Produktionen aus Ländern, denen man ansonsten immer wieder Solidarität versichert.

Botschaft

Der deutsche Dichter Hans Christoph Buch war in New York, wo man ihm sagte: »Für einen Deutschen sehen sie aber gut aus.« Das hat er den Lesern der 'Zeit' in einem Brief aus New York mitgeteilt. Diese veröffentlichte die Mitteilung unter der Überschrift: »Der häßliche Deutsche in Amerika: ein Klischee lebt fort.«

Ankunft

Thomas Held, auch ein 68er, der im Ruf stand, der »Dutschke der Schweiz« und ein »mitreißender Redner« (Weltwoche) zu sein, ist nach einem langen Marsch durch die Institutionen beim Medienkonzern Ringier angekommen und hat sich dort auf den Sessel des Verlagsdirektors gesetzt.

Zitat

»Falter: Ihr wart nicht reine Politiker. Ihr wart viel mehr Intellektuelle oder Theoretiker.

Wolff: Nein, wir waren auch Performance-Künstler.«

(Der ehemalige SDS- Vorsitzende und jetzige Verleger K. D. Wolff in der Wiener Zeitschrift »Falter«)

Konkret 03/85, S. 90

Michael Kunitzsch

Bücher

All-Gegenwart

D. Engels, J. Scheffram, E. Sieker: Die Front im All. Weltraumrüstung und atomarer Erstschlag, Pahl-Rugenstein Verlag 1984, 254 Seiten, DM 10.

Der US-Präsident tat, als stellte er ein neues Kinostück vor. Und entsprechend fiel die Kritik aus: zu aufwendig, zu teuer, zu wenig realistisch. Das aber hat die Nation noch immer als Herausforderung verstanden und gehörte bereits zur Inszenierung dazu, mit der die amerikanische Öffentlichkeit auf ein neues Rüstungsprogramm eingestimmt werden sollte: Den Krieg der Sterne. Untertitel: Eine Strategische Verteidigungsinitiative von Ronald Reagan. Der nutzte die Faszination der (Film-)Bilder gern für seine »Vision von einem unverwundbaren Amerika« . Die strategischen Ziele freilich blieben bei dem galaktischen Spektakel unklar – im Film wie im Leben.

Daß der Sternenkrieg alles andere ist als Science-Fiction und mit Verteidigung schon gar nichts zu tun hat, versuchen Engels/Schaffran/Sieker in ihrem Buch nachzuweisen. Die Rüstung im All – so die Autoren – »ist Bestandteil eines umfassenden Programms zur Erlangung der nuklearen Erstschlagsfähigkeit« und steht »in unmittelbarem Zusammenhang mit der Stationierung neuer Atomraketen in der Bundesrepublik.«

Seit Mitte der 70er Jahre schon sind die USA dabei, eine Nuklearstrategie zu entwickeln, die das bestehende »Konzept gegenseitig gesicherter Vernichtung« außer Kraft setzen soll. Verbesserte Kommunikationsmittel und eine immer präzisere Raketentechnik haben im Pentagon zu Überlegungen geführt, wie auch »langandauernde Atomkriege« (Carter) durchzustehen wären und wie sie sich regional begrenzen ließen (Reagan), ohne dabei die Existenz der USA aufs Spiel zu setzen. Als sicher galt: ein hundertprozentiger Schutz ist nicht zu bekommen, auch wenn eine ausreichende Zahl gegnerischer Waffen frühzeitig außer Gefecht gesetzt werden könnte. Inzwischen ist die US-Administration zu einer anderen Einschätzung gekommen. Sie hofft, mit einem System von Energiestrahlenwaffen, »intelligenten« Raketen und hochempfindlichen Sensoren einen undurchdringlichen Schirm über den USA aufspannen und damit jeden Angriff abwehren zu können – Fachleute halten das für eine gefährliche Illusion (s. *Spektrum der Wissenschaft 12/84).* Da die Abwehrwaffen von vornherein die Offensivwaffen ergänzen, nicht ersetzen sollten, hätten die USA die Möglichkeit, mit ihren Interkontinentalraketen, Pershings und Cruise missiles die gesamte sowjetische Streitmacht in einem entscheidenden ersten Schlag zu zerstören, ohne einen Gegenschlag fürchten zu müssen. Die UdSSR dürfte die Bedrohung kaum hinnehmen und binnen kurzer Zeit gleichwertige Systeme aufstellen.

Die Front – soviel wird klar – verläuft nicht im All. Ob die Friedensbewegung, an die das Buch schließlich adressiert ist, eine »Gegen-Front« zustande bringt? Ein nützliches Buch haben die Autoren – allesamt Naturwissenschaftler – auf jeden Fall gemacht. Sie analysieren die verschiedenen Satellitensysteme und Strahlenwaffen, beschreiben die Folgen für Europa und die Dritte Welt, und sie erörtern die Chancen von Rüstungskontrollen. Gründlich und auch in den technischen Details verständlich.

Leider aber auch ohne jeden Hauch von Science Fiction. Wär das ein schönes Buch zum Film gewesen: Schweine ins Weltall!

Nachrichten-Werte

Medienmacht im Nord-Süd-Konflikt: Die Neue Internationale Informationsordnung. Redaktion Reiner Steinweg in Zusammenarbeit mit Jörg Becker, Suhrkamp Verlag 1984, 442 Seiten, DM 16.

Nicaragua und Polen, die Papstreise und der Shuttle-Start: die Nachrichten über die Welt stammen zu 80 Prozent von AP, UPI, Reuter und AFP, Agenturen aus den USA, Großbritannien und Frankreich. Filmmaterial für die Fernsehberichterstattung liefern global praktisch drei Monopolisten aus den USA und Großbritannien: CBS-NEWSFILM, UPI-IN und VISNEWS. Die Weltnachrichtenordnung (die sozialistischen Länder tauchen in den Statistiken nicht auf) ist zugeschnitten auf die Interessen einer Handvoll Medienkonzerne. Die Dritte Welt hat im Handel mit der Ware Information keine Chance. Was von dort berichtet wird – wenig genug – , entscheiden westliche Korrespondenten. Allenfalls für den »Rohstoff« haben die Entwicklungsländer zu sorgen, das (Informations-)Produkt wird reimportiert, wie bei anderen Waren auch. Mittlerweile verkaufen – auch bundesdeutsche – Firmen Radio- und Fernsehstationen komplett – mit Programm. Inklusive Bundesliga und Werbespots. »Über den Sklavenhandel«, so Jörg Becker, »entzog Europa der Dritten Welt Menschen; während der Industrialisierung entzog der Norden den Ländern der Dritten Welt die Rohstoffe, im Namen eines freien Weltmarktes entzog man der Dritten Welt die Verfügungsgewalt über die eigenen Märkte und mittels der Satellitentechnologie wird der Dritten Welt das Wissen über sich selbst entzogen.«

Seit den siebziger Jahren fordern die Blockfreien Staaten eine neue internationale Informationsordnung, die aber von den westlichen Industrienationen als Angriff auf den »freien Fluß der Information« bekämpft wird (Die USA haben u.a. deshalb die UNESCO verlassen).

In dem jetzt vorliegenden 18. Band der »Friedensanalysen der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung« werden die Auseinandersetzungen über die Informationsordnung vorgestellt, die Struktur des gegenwärtigen Nachrichtensystems und dessen Wirkung auf einzelne Länder analysiert und alternative Kommunikations-Modelle ausgewertet.

Aufklärungs-Werte

Herbert I. Schiller: Die Verteilung des Wissens. Information im Zeitalter der großen Konzerne. Campus Verlag 1984, 224 Seiten, DM 36.

Schillers Untersuchungen ergänzen die von Steinweg/Becker. Der amerikanische Kommunikationswissenschaftler versucht zu erklären, woher das Interesse der US-Konzerne an einem weltweit gesicherten »freien Informationsfluß« kommt, während der inneramerikanische Informationsaustausch immer weiter privatisiert und kommerzialisiert wird. Keine Rede vom »elektronischen Utopia«, »neuen Klassen« oder einer »Transformation der Industriegesellschaft«. Vielmehr, so Schiller, sind »auf diesem Gebiet die aggressivsten Elemente des amerikanischen Kapitalismus« aktiv.

Die Neuen Technologien haben ein Wirtschafts- und Informationssystem installieren helfen, von dem in erster Linie die multinationalen Konzerne profitieren. Dessen »technologische Infrastruktur« mit kommunikativen Rechnern und grenzüberschreitender Datenübermittlung verhilft den US-amerikanischen Multis zu einem wirksamen Informationsvorsprung gegenüber ihren Konkurrenten und vertieft zugleich die Abhängigkeit der Dritten Welt. Aufklärungs- und Kommunikationssatelliten erspähen das Produktionsaufkommen, die Rohstoffvorräte und ` Ernteergebnisse ganzer Regionen, Computer sorgen für eine rasche Auswertung und Umsetzung der Daten. Ohne »Rückendeckung durch eine konzentrierte und jederzeit zu Intervention bereite Militärmacht« wäre diese »Fernerkundung« undenkbar; die US-Regierung selbst hält sie für einen »strategischen Faktor.« Staatliche und private Informationsbanken und Telekommunikationssysteme sind mittlerweile in den USA weitgehend vernetzt. So könnte der gesamte Bestand an Regierungsinformationen – fürchtet Schiller – bald für eine kommerzielle Nutzung vereinnahmt und damit für die Öffentlichkeit unzugänglich werden.

Aufenthalt im Stadion

Alberto Gamboa: Eine Reise durch die Hölle, Neukirchen Vluyn Verlag 1985, DM 8.80

»Das Leben im Stadion«, so faßte der damalige CDU-Generalsekretär Bruno Heck seine Eindrücke vom Besuch in Chile nach dem Putsch Pinochets zusammen: »Das Leben im Stadion ist bei sonnigem Wetter recht angenehm.« Die dort gefangengehalten wurden, haben andere Erinnerungen – soweit sie die Torturen überlebten. Tausende von Allende-Anhängern waren im September 1973 im Nationalstadion von Santiago zusammengetrieben, geschlagen und gefoltert worden. Viele wurden dort vor den Augen ihrer Genossen hingerichtet. Was sich im einzelnen abgespielt hat, hat der Journalist Alberto Gamboa später aufgezeichnet. Diese Aufzeichnungen konnten nach den Protesttagen im vergangenen Frühjahr, als ein Ende der Militärdiktatur in Sicht schien, unter dem Titel »Un viaje por el infierno« (Eine Reise durch die Hölle) im Verlag der christdemokratischen Tageszeitung »Diario Hoy« veröffentlicht werden. Die erste Auflage von 100.000 Exemplaren war in wenigen Wochen vergriffen, von der inzwischen ausgelieferten zweiten Auflage wurden in kurzer Zeit weitere 50.000 Exemplare verkauft. Alberto Gamboa, der bis zu seiner Verhaftung Chefredakteur der Tageszeitung »Clarin« war, schildert in seinem Buch seinen Aufenthalt im Stadion und seine anschließende einjährige Gefangenschaft im Konzentrationslager Chacabuco im Norden Chiles, wohin er mit anderen Inhaftierten verbracht worden war.

Der Verlag Neukirchen Vluyn hat jetzt die deutschsprachigen Rechte erworben und will das Buch im März auf den Markt bringen. Aktuell ist es noch immer: Seit das Pinochet-Regime den Ausnahmezustand verschärft hat, sitzen wieder 2.000 Gefangene in einer Fußballarena von Santiago.

Bleischnitt

Otto Nückel: Schicksal – Eine Geschichte in Bildern. Limmat Verlag 1985, 420 S., DM 44, –

Eine Bildergeschichte ohne Wort in Blei geschnitten von dem Kölner Graphiker und Illustrator Otto Nückel, der mit strengem Pathos und geschult am Expressionismus ein Proletarierschicksal der Zwanziger Jahre erzählt. Der Band erschien zuerst vor sechzig Jahren in München, vom Zürcher Limmat Verlag liegt eine exzellente Neuausgabe vor, der wir die

Bilder auf den vorhergehenden Seiten entnommen haben.

Müll-Medizin

Marcel Bühler/Leo Locher: Geschäfte mit der Armut. Pharma-Konzerne in der Dritten Welt. Herausgegeben von medico international. Lamuv Verlag 1984, DM 16.80

Oft genug ist die Dritte Welt Pharma-Müllhalde zur Verklappung von Arzneimitteln, die in den Industrieländern wegen ihrer Gefährlichkeit nicht mehr auf den Markt gebracht werden können. Tausende von überflüssigen und teuren, wenig wirksamen und unter Umständen unverträglichen Medikamenten werden dort abgeladen**.** Auch mit der Arzneimittelsicherheit ist es nicht weit her. Da werden Anwendungsbereiche unzulässig erweitert, Nebenwirkungen verschwiegen, und Warnhinweise auf den Packungen gestrichen.

Mit diesen Methoden läßt sich auch in den ärmsten Entwicklungsländern noch Gewinn machen. Andererseits sind die Pharmakonzerne nicht in der Lage, eine den Bedürfnissen der Armen angepaßte Arzneimittelversorgung anzubieten. Die wenigen unentbehrlichen Pharmazeutika sind für die Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika meist unerschwinglich. »Geschäfte mit der Armut«, eine Untersuchung von medico international, die die Praktiken der bundesdeutschen und schweizerischen Arzneimittelfirmen offenlegt, ist jetzt in einer aktualisierten Neuauflage als Taschenbuch bei Lamuv erschienen.

Exil in Übersee I

Ein Theatermann im Exil: P. Walter Jacob. Herausgegeben von Uwe Naumann, Kabel Verlag 1985, 240 Seiten, DM 28.

Auf 215 Premieren brachte es die »Freie Deutsche Bühne« in Buenos Aires. Zehn Jahre – von 1940 bis 1949 – Woche für Woche ein neues Stück – wohl die längste Zeit, die ein deutsches Exiltheater durchhalten konnte. Regisseur und Leiter war P. Walter Jacob, der die republikanische Tradition Weimars demonstrativ weiterführte. 1933 hatte er 28jährig Deutschland verlassen, nachdem die Nazis Maßnahmen gegen den »Juden und Sozialdemokraten« am Essener Schauspiel angedroht hatten. Für einige Zeit arbeitete er als Journalist in Amsterdam und Paris, machte Sendungen für Radio Luxemburg und schrieb für deutsche Emigrantenzeitungen bevor er 1939 nach Südamerika floh.

In einer Ausstellung, die die Hamburger Staatsbibliothek noch bis zum 28.2. zeigt und die anschließend nach Dortmund, Frankfurt und Wien geht, wird die Biographie dieses »Anti-Gründgens« rekonstruiert.

Exil in Übersee II

Hans-Albert Walter: Deutsche Exilliteratur 1933-1950. Band 2: Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis, .J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1984, 589 Seiten, DM 98.- bei Einzelbezug, DM 78.- Subskriptionspreis bei Abnahme des Gesamtwerks

»Ich glaube nicht, daß Hitler kippt. Warum nicht? Europa sieht, wie gelähmt, zu, wie der neue Krieg vorbereitet wird – die Kriegsindustrie hat zu tun, Herr Daladier ist taktvoll, das Foreign Qffice eiskalt, und so kommen die drei Jahre zustande, die jener braucht um loszulegen. Meine Überzeugung, daß er den Krieg gewinnt, wächst immer mehr. Dann sollten wir vielleicht sehen, was in Bali frei ist...« Hans Albert Walter hat dem Band die ironisch-pessimistische Prognose Tucholskys vom August 1933 vorangestellt. Die Ära hatte ihren Namen noch nicht gefunden – Appeasement. Aber die Lage der aus Hitlerdeutschland Geflohenen »als Funktion der Weltpolitik« war korrekt gekennzeichnet. Noch einmal wuchs die Emigrantenfeindlichkeit in dem Zeitraum von der Annexion Österreichs im März 38 bis zum Kriegseintritt der USA im Dezember 41, und noch einmal schrumpften die Überlebenschancen der exilierten Schriftsteller.

Hans Albert Walters historische Darstellung der deutschen Exilliteratur schließt unmittelbar an die ersten beiden Bände der Taschenbuchausgabe an, die 1972 in der Sammlung Luchterhand erschienen sind und deren Weiterführung die Metzlersche-Verlagsbuchhandlung 1978 mit dem Band 4 (Exilpresse) übernommen hat. Schon von Umfang, Systematik und Faktenbreite hat es den – wohl berechtigten – Ehrgeiz, als das Standardwerk der Exilforschung in die Literaturgeschichte einzugehen.

Was macht die Phantasie?

Julio Cortazar: Nicaragua, so gewaltsam zärtlich. Mit einem Vorwort von Tomas Borge, Peter Hammer Verlag 1984, 126 Seiten, DM 12,80

Die kurze Spanne zwischen Höhenflug und Resignation. »Erste Phase: Ah, die Revolution! Oh, die Revolution! Alles erscheint vollkommen aus der Sicht der Unvollkommenheit und der Nostalgien Europas. Wieder einmal wird das endlich

verwirklichte Ideal der Freiheit heraufbeschworen. Zweite Phase: Die Revolution läßt ihre inneren Konflikte sehen, ihre Grenzen und ihre Schlacken, sie geht zum Angriff über und verteidigt sich mit allen Kräften. Die Reaktion der europäischen Blauäugigkeit: Oh, welche Enttäuschung! (Und jede Enttäuschung bewirkt automatisch offene oder verschleierte Gegnerschaft). Dritte Phase, die jetzige: Die enttäuschte Engelsunschuld rächt sich, indem sie Irrtümer und Fehlschläge bedauert und kritisiert. Und nur davon spricht, oder fast nur.«

Der frivole Umgang der Intellektuellen mit der Revolution – sobald diese nur gesiegt hat, gab den Anlaß für die kleine Aufsatzsammlung, die der argentinische Schriftsteller Julio Cortazar dem neuen Nicaragua gewidmet hat. Sie faßt die Eindrücke und Beobachtungen von seinen wiederholten Fahrten durchs Land zusammen: Gegen-Darstellungen, die kein Pressegesetz verfügt und für deren Verbreitung er nun selbst sorgt.

Konkret 03/85, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Immer wenn mir der Willy Brandt übern Weg läuft, muß ich daran denken, daß die Liebe ein seltsames Spiel ist – nicht nur, daß sie vom einen zum andern geht, bei jenem aber ausharrt bis in die Kalkzeit, sondern auch daß sie uns zwar alles nimmt, aber andererseits viel zuviel gibt, und mitunter mehr als auf eine Kuhhaut geht:

Wir wollen das Engagement der Umweltschutzbewegung voll anerkennen und als Wasser auf die Mühlen einer vernünftigen Politik leiten. Aber mit Verlaub: So ganz unrecht hatte Karl Marx nicht, als er die Geschichte als eine Geschichte der sozialen Auseinandersetzungen analysierte.

Sie sind, mit Verlaub, Herr Parteipräsident, doch ein rechter Schlingel! Aber so ganz unrecht haben auch Sie nicht: Die Geschichte aller bisherigen Sozialdemokratie ist die Geschichte der vollen Anerkennung der marxistischen Analyse von der Geschichte aller bisherigen Gesellschaft als einer Geschichte von Klassenkämpfen – unter vernünftiger Streichung von Klassen und Kämpfen, sodaß alle bisherige Geschichte eine Geschichte wird, wo es manchmal ziemlich hoch herging.

Die Bonhomie, mit der mittlere Schreibtalente ihr Patschhändchen auf die Schulter des toten Tucholsky legen, tut im Fall Raddatz schon seit Jahren ihre brechreizende Wirkung. Weil wir aber gar nicht genug kotzen können, leitartikelt der Fromme in der »FAZ«:

Die SPD weiß nicht, ob sie mit den Grünen gehen soll oder gegen sie. Gewiß verliert auch die Union hier und da Stimmen von solchen, die – um mit dem alten Tucholsky zu sprechen – vorn die (naturgesunde) Ostsee wollen und hinten die (hochzivilisierte) Leipziger Straße.

Warum nicht gleich: der olle Tucholsky? Er kann sich ja doch nicht mehr wehren, und sein literarischer Erbschleicher Raddatz wäre gewiß der letzte, der sich trauen dürfte, die Verhunzung der Verszeile »Vorn Ostsee und hinten Friedrichstraße« samt den provinzpädagogischen Parenthesen anzuzeigen. Doch wie in der »FAZ«, so auch in der »TAZ«:

Tucholsky hat über das Niveau gewisser Artikel bemerkt, so tief könne man sich gar nicht bücken.

Der Mann heißt Yaak Karsunke und ist natürlich viel zu faul, seine Merkfähigkeit durch einen Blick in das Werk seines Zeugen zu prüfen. Irgendwie wird's schon stimmen, auch wenn es bei Tucholsky weder um das Niveau gewisser Artikel ging noch

ums Bücken, sondern um Satire und ums Zielen, beispielsweise auf den Hintern von Leuten, die Grabhügel platttreten, um besser gesehen zu werden.

Ein Thomas Heymann, der gestern noch die Weltrevolution machte und sich heute »ex

orthodox« nennt, rechnet im »Pflasterstrand« mit der Vergangenheit ab:

Der marxistische Löwe brüllt, kreist – und gebärt ein Mäuschen. Deutsche Zustände!

Deutsche? Also wird die Rotation, weil bei diesem Zustand echt nichts rüberkommt, von der Kreißdelegiertenversammlung abgeschafft.

Zum Anschlag auf den Rüstungsmanager Zimmermann hat der Chefredakteur des Südwestfunks, Hans Gresmann, den Abendkommentar gesprochen:

Wer darf denn mit Fug sagen, daß er auf der Seite derer stehen könnte, die bereit sind, Menschen zu Schaden zu bringen? Wir können uns diese Frage gar nicht genug grundsätzlich stellen: Ob Böll, ob Robert Jungk, ob Pershings, ob Walter Jens, ob jegliche Inanspruchnahme der moralischen Verantwortung – Mord bleibt eben Mord.

Gresmanns Vorgesetzter, der Programmdirektor Dieter Ertel, hat sich bei den genannten Herren (Böll, Jungk, Pershing, Jens) entschuldigt und erklärt, »daß eine Verdächtigung dieser Art unzulässig ist und unter keinem Gesichtspunkt gerechtfertigt sein kann«. Nun war wieder Gresmann dran:

Ich habe diesen Kommentar unter dem unmittelbaren Eindruck des tödlichen Anschlags auf Zimmermann gesprochen. Dabei habe ich meine Meinung gesagt. Das muß in einem Land, in dem die freie Meinungsäußerung zu den unabdingbaren Gütern unserer Grundordnung gehört und auch von den durch mich Erwähnten so ausgiebig und zu recht reklamiert wird, möglich sein.

War es also nur seine Meinung unter dem unmittelbaren Eindruck? Reklamiert er mildernde Umstände, erstens: deshalb, und zweitens, weil die Bölls und die Pershings ihr Recht so ausgiebig reklamieren? Hat er heute, da sich der unmittelbare Eindruck gelegt hat, eine andere Meinung? Oder hätte er schon damals eine andere gehabt, wenn von den durch ihn Erwähnten das Recht nicht so ausgiebig reklamiert worden wäre? Und kann mir ein Schwein erklären, was er überhaupt gemeint hat? Was der Unfug mit dem Fug soll? Abgesehen davon, daß die Kommentare im Ersten generell auf Lueg und Fueg gebaut sind. Und wer renkt dem Gresmann den gar nicht genug grundsätzlich gestellten Fragesatzbau ein? Und wer besorgt uns für unsere Gebühren einen Kommentator, der die Meinung, Böll habe mitgeschossen, ohne den unmittelbaren Eindruck eines tödlichen Anschlags auf die unabdingbaren Güter Grammatik und Grips, äußern kann. Wenn es denn schon sein muß.

Ich habe den weißen Mann gefunden:

Am Ende entpuppte sich die ganze Kolonialepoche als schlimmer Irrweg; wirtschaftlich brachten die Kolonien nur wenigen Skrupellosen Gewinn... Als das Gros der heute 52 afrikanischen Ländern in die Unabhängigkeit entlassen wurde. . . Die diktatorischen Einparteien-Regime Afrikas dürfen unseren Respekt nicht verlangen... Die Hilfsbereitschaft der Deutschen ist überwältigend.

Der Kolonialismus war sowas von falsch; aber nur ein paar Halunken haben dabei eine schnelle Mark gemacht; dann haben wir diesen Ländern noch die Freiheit geschenkt, ja unsere Gaben sprengen alle Grenzen – und was ist? Die werden frech und verlangen, respektiert zu werden. Undankbare Neger! Es wird Zeit, daß der weiße Mann sie Mores lehrt. Aber übersetze das mal einer in Kisuaheli:

Die Kongo-Konferenz bei der die europäischen Mächte Afrika unter sich aufteilten wie eine überreife Melone... Es geht am Kern des Problems vorbei, alle Schwierigkeiten Afrikas auch heute noch den einstigen Kolonialherren in die Schuhe zu schieben. Mittlerweile müssen sich die neuen Herren des Kontinents auch an die eigenen Nase fassen lassen.

Am Kern vorbei mit der Nase in die Schuhe... Der Weiße mit der überreifen Melone aber war kein anderer als Th. Sommer.

Wer dumm fragt:

Nach dem Gespräch fragte Augstein den Gastgeber: »Haben Sie mit 18 Jahren gedacht, daß Sie heute Staatspräsident Israels sein würden?«Antwort: »Keine Spur. «

Als Chaim Herzog 18 war, schrieb man das Jahr 1936. Frage an Augstein: Haben Sie mit 18 Jahren gedacht, daß Sie schon mit 61 solche Fragen stellen (und im eigenen Blatt abdrucken) würden?

Die spätbürgerliche Liebe zur Heimat, zu den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, birgt leider die Gefahr, daß unter dem Bambusröckchen des tanzenden Gastnegers die Unterhose der Redaktionsmarke »Schiesser men fit« hervorblitzt:

»Mer make jet mit – Wir machen jetzt mit«

Übersetzte die »Frankfurter Rundschau« das Motto des Düsseldorfer Karnevals. Aus dem Seufzer der Entnervten (»Wir machen vielleicht was mit!«) wurde der heimatschützende Appell: Rettet die Hel-Au!